

Berichte von Deutschen über die Zeit des Ersten Weltkrieges in Britisch Indien

Inhalt

Vor und nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Indien

Erinnerungen einer deutschen Frau	2
Von E. F.	2
<i>Unser indisches Leben vor dem Krieg</i>	2
<i>Ausbruch des Krieges</i>	3
<i>Die Deutschen in Ahmednagar</i>	5
<i>Well furnished Barracks in Belgaum</i>	16
<i>Heimreise auf der „Golconda“</i>	17
Unsere Kriegserlebnisse	28
Von Else Gäbler.....	28
<i>Madras 1914</i>	28
<i>Missionsarbeit im Krieg</i>	30
<i>Abschied am 27. März 1915</i>	31
<i>Heimreise auf der Golconda</i>	33
<i>Kapstadt</i>	35
<i>St. Helena</i>	35
<i>Kriegszone</i>	36
<i>Von London in die Heimat</i>	37
Unter indischer Sonne	
19 Monate englische Kriegsgefangenschaft in Ahmednagar	39
Von Hans Georg Probst.....	39
<i>Wohnstätten und Mitbewohner</i>	39
<i>So leben wir - so leben wir alle Tage</i>	42
<i>Arznei gegen Verblödung</i>	44
<i>Feste und Feiern</i>	47
<i>Englische Hilfe</i>	49
<i>Hilfe der Heimat</i>	51
<i>Selbsthilfe</i>	52
<i>Die Kehrseite der Medaille</i>	54
<i>Der weiße Rabe</i>	57
<i>Das Pensionat oder die Kinderschule</i>	58
<i>Und unsere Frauen</i>	59
<i>Nach Hause über London</i>	60
Kriegsgefangen in Indien	70
Von A. Hübener	70
<i>Zu Anfang des Krieges</i>	70
<i>Das A-Lager in Ahmednagar</i>	72
<i>Das B-Lager bei Ahmednagar</i>	74
<i>Das neue Parolelager bei Ahmednagar</i>	76
<i>Noch allerlei aus Ahmednagar</i>	78
<i>Die Heimreise</i>	79
<i>In London</i>	81
Die Hermannsbürger Mission in Indien	84
Von Georg Haccius.....	84
<i>Sorge in der Heimat</i>	84
<i>Gefangenschaft und Rückkehr nach Deutschland</i>	84
<i>Situation in Indien während des Krieges und kurz danach</i>	85

Vor und nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Indien

Erinnerungen einer deutschen Frau

Von E. F.

Unser indisches Leben vor dem Krieg

Seit November 1911 war ich mit meinem Manne in Indien. Zunächst in einem kleinen Orte der Zentral-Provinzen, wo seine Hauptbeschäftigung sich um Manganerze drehte. Wir waren die einzigen Deutschen in dem Orte, alles andere Engländer, davon zwei bis drei Kaufleute und sonst Militär, die Irish Rifles und Offiziere eines Native Regiments mit ihren Familien. Alle Damen und Offiziere der Station machten mir den ersten Besuch und nach dessen Erwidern verkehrten wir sehr freundschaftlich miteinander. Im Übrigen wurde ich als ein Non Plus Ultra angesehen, da ich der dortigen Sitte nicht nachkam und mir keinen Hausfreund anschaffte. Als Mitglieder des dortigen Klubs trieben wir die verschiedensten Sports und wurden gesellschaftlich viel eingeladen. Die Unterhaltung haben mich immer sehr amüsiert. Sie waren fast immer folgendermaßen: "Haben Sie heute Tennis gespielt? Ich gebrauchte so und so viele Schläge für meine Golf Runde. Haben Sie schon die neuesten illustrierten Zeitungen gesehen? Kommen Sie, wir wollen Badminton (ein Federballspiel) spielen." So schien der Geist bei den meisten eingerostet zu sein, was man auch bei den Gesellschaften daran merkte, dass sofort nach dem Essen zu kindlichen Spielen übergegangen wurde. Von Haus aus waren mir die Engländer von jeher als Vorbild hingestellt worden, was Form und Sitte anbelangt. Und wenn ich das auch im allgemeinen bestehen lasse, so empörten mich doch zweierlei Sachen immer aufs neue. Kam man zum Beispiel in den Garten des Klubs, wo auf einem Rasenplatz Damen und Offiziere jeglichen Ranges unter dem Fächer saßen, so fiel es niemandem, am wenigsten den jüngeren Herren ein, aufzustehen, um einer kommenden Dame Platz zu machen. Kaum, dass sie es für nötig hielten, nach dem "boy" zu rufen, dass er noch einen Stuhl bringen solle. So erging es auch mir einmal, nur mit dem Unterschiede, dass mir ein Oberst seinen Platz anbot, während doch

mindestens sechs junge Leutnants sitzen blieben. Ich bedankte mich gebührend, meinte aber, er solle nur nicht aufstehen, ich könne mich auf den Stuhl einer der jüngeren Herren setzen. Dabei pflanzte ich mich vor einem der Offiziere auf, sodass diesem gar nichts anderes übrig blieb als aufzustehen. Einen wütenden Blick hatte ich natürlich weg, außerdem auch den Spitznamen "Pestalozzi" von Seiten meines Mannes, den die Sache sehr amüsierte. Auch konnte ich mich nicht daran gewöhnen, dass einige der Herren sogar manchmal im Gespräch mit einer Dame sitzend die Füße auf einen oberen Kaminsims oder auf einen Tisch legten.

Im Mai 1912 siedelten wir nach Kalkutta über, damals noch die Hauptstadt Indiens; da ist es mir doch, sage und schreibe, passiert, dass mich eine englische Offiziersdame fragte: "*Kalkutta, I wonder if that is just as big a place as Lucknow?*" Von Geografie haben die Leutchen überhaupt sehr wenig Ahnung. In Kalkutta hatten wir zwar einen großen deutschen Kreis, doch verkehrten wir auch mit einigen englischen Familien, die alle mir zuerst Besuche machten, und ich muss sagen, während unseres einjährigen Aufenthalts sind wir mit der größten Liebeshuld aufgenommen worden. 1913 im Frühjahr fuhr ich allein nach Hause (Deutschland), mein Mann siedelte nach Bombay über, wo er der Leiter unserer dortigen Firma wurde. Als ich Ende Oktober desselben Jahres wieder heraus kam, fand ich ein fertiges Nest vor, direkt am Meer gelegen, sollte doch jetzt das Nomadenleben für uns aufhören. Mit Schwierigkeiten waren wir Mitglieder der "Bombay Gymkhana" geworden, ein Klub, der im Prinzip nur Engländer aufnahm, und wo sich zwei englische Offiziere für uns verwendeten, indem sie ihr Austreten aus dem Klub beantragten, falls wir nicht aufgenommen würden. Als Mitglieder eines Klubs, kamen wir leicht in den "Turf Club" hinein und haben durch beide viele Annehmlichkeiten und heitere Stunden gehabt. Mein Mann machte auch als Konsul seinen Besuch bei Lord und Lady Wellington, und wir waren bei Festlich-

keiten verschiedenster Art im "Government House". Auf dem großen "Stateball", bei dem ich als dritte Dame rechts vom Gouverneur saß, hatte ich bei Aufhebung der Tafel den Vorzug, die Bitte Lord Wellington's entgegenzunehmen, mich ihm sofort vorstellen zu lassen. Ich führte mich bei ihm ein, indem ich zum Ausdruck brachte, wie angenehm es mich berührte, in allen Sälen und Zimmern das Bild des deutschen Kaisers vorzufinden, worauf ich erfuhr, dass er und seine Frau sowie Lord Brassy sehr befreundet seien mit dem deutschen Kaiserhaus und mindestens einmal monatlich in persönlichem Briefwechsel mit seiner Majestät standen. Im Laufe des Gesprächs wurde auch ein eventueller Krieg zwischen England und Deutschland erörtert und für absolut unmöglich gehalten. Der Gouverneur freute sich im Gegenteil über das anscheinend besser gewordene Verhältnis zwischen den beiden Nationen und meinte, die beiden Staaten sollten ein Bündnis machen. Gegen die Flotte des einen und das Heer des anderen würde die ganze Welt vergebens kämpfen. Wir kamen auch mit anderen Government-Leuten zusammen, ohne uns jedoch intim mit ihnen zu stehen. Im Übrigen kannten wir nur wenige Ehepaare, wohl junge Leute, die alle ausnehmend zuvorkommend und nett mit uns waren.

Ausbruch des Krieges

Ich habe mich so weitläufig über unser indisches Leben vor dem Kriege ausgelassen, um zu zeigen, wie vortrefflich die Stellung der Deutschen zu den Engländern damals war; tatsächlich gänzlich auf dem Fuße der Gleichberechtigung. Dann kam der Juli 1914 und brachte mit dem Mord in Sarajevo die Ursache und den Anfang des Krieges zwischen Österreich und Serbien. Wir hörten auch von einer heimlichen Mobilmachung Russlands und hofften alle, Deutschland würde nun auch mit drein schlagen. In unserem Hause wurde ein Armee-Marsch nach dem anderen gespielt. Mein Mann durchmaß im Parademarsch laut pfeifend das Zimmer, unser Kind und ich hinterher, die Trommel schlagend. Und so war die Stimmung überall unter den Deutschen. Mit Engländern kamen wir in diesen Tagen nicht zusammen, sodass ich ihre persönliche Meinung über den Stand der Dinge nicht kannte, doch stellten die Zeitungen zunächst unseren Kaiser als eine große Persönlichkeit dar, die bis zum äußersten

den Frieden zu wahren bestrebt sei und die nur aus Not später Russland und Frankreich den Krieg erklärt habe. Am 2. August, einem Sonntag, nachdem wir von Deutschlands Mobilmachung wussten, hielt es meinen Mann nicht im Hause. Frühmorgens, ca. 9:00, ging er zum Kontor, ich immer mit ihm, um zu sehen, ob dort irgendwelche Telegramme von daheim angekommen wären. Von dort zu einer befreundeten Firma, wo die größte Aufregung herrschte. Drei junge Herren überlegten, wie nach Hause kommen und wem die Leitung des Geschäfts übergeben. Es wurde heftig diskutiert, die Augen blitzten, die Köpfe rauchten. Wir fuhren alle zusammen am Bombay-Klub vorbei, wo uns ein Extrablatt von der Kriegserklärung Deutschlands an Russland entgegengehalten wurde. Packen! Versuchen fortzukommen! In die Heimat! Krieg! So schwirrte es durcheinander. Von einem uns befreundeten österreichischen Ehepaar wurden wir mit Jubel begrüßt. Es gab des Erzählens kein Ende. Wir saßen vorm Atlas, über eine Stunde, und besprachen die ersten Gefechte, als ein neues Extrablatt ausgerufen wurde. Deutschland erklärt Frankreich den Krieg! Die Unterhaltung wurde immer erregter und wir fuhren schließlich fort zum deutschen Konsul. Auf dem Weg dahin fliegt ein Automobil der Continental-Reifen-Firma an uns vorbei, darin die vorhin angesprochenen, jetzt noch mehr erregten Herren, die uns zuschrieten: "Krieg mit Frankreich und England. England! Wir dachten, uns rühre der Schlag. Nicht möglich! Sicher ein Irrtum! Wie viele Deutsche zum Konsul fahren! Ist es wahr oder sehen uns die Engländer hämisch an? In seinem Büro sitzt der Konsul vor seinem Schreibtisch, kreidebleich und kann sich kaum aufrecht halten, ist er doch eben erst genesen von seiner Dysenterie und hat nur der dringenden Ereignisse wegen schon das Bett verlassen. Um ihn herum stehen mindestens 30 bis 40 Deutsche, deren Hauptsorge es ist, was aus den Geschäften wird, wenn sie zur Front gehen, was jetzt noch als absolut ausführbar erscheint. Dampferlinien werden antelefoniert, das nächste österreichische Schiff geht am 3. morgens, mit dem wollen es die meisten versuchen. Andere schickt der Militärpass nach Ostafrika, einige nach Tsingtau, wie dahin kommen? Der Konsul hat seinen Pass von der Regierung erhalten, so war denn wohl die aus Deutschland kommende Depesche "Wider alles Erwarten alle Beziehungen mit Eng-

land abgebrochen" für nichts anderes als eine direkte Kriegserklärung zu halten. Unfassbar! Der Konsul erklärt, am nächsten Morgen abfahren zu müssen und bedauert, niemandem mehr eine Stütze sein zu können. Er bittet meinen Mann, die deutschen Konsulararbeiten bis auf weiteres zu übernehmen und sagt einem jeden Lebewohl. Viel gesprochen wurde nicht mehr. Alle waren zu sehr ergriffen. Zum Mittagessen waren wir wieder zu Hause, doch wurden die Speisen kaum berührt, die Erregungen war zu groß. Nachher trieb es meinen Mann wieder in die Stadt, ich aber durchmaß mindestens eine Stunde lang wie ein wildes Tier unsere Wohnung. Immer auf und ab, auf und ab. Wenn ich mein Kind sah, kamen mir die Tränen, warum weiß ich nicht. Endlich siegte die Vernunft und ich wurde ruhiger. Drei meiner Diener schickte ich zum Konsul hinüber, um ihm beim Packen zu helfen. Zum Auflösen seines Haushaltes, er ist verheiratet, hatte er nur einen Tag Zeit. Die Koffer für einen bei uns wohnenden Herren, den die Militärpflicht nach Tsingtau rief, packte ich selbst mit. Am Abend feierten wir den Abschied und gingen dann zum deutschen Klub, in dem bis dato wohl noch nie so erregt und über so Welt erschütternde und eines jeden Zukunft entscheidende Sachen verhandelt worden war. Der Konsul und seine Frau sind die einzigen, die die Heimat erreicht haben. Keinem der Deutschen, die nach Ostafrika oder Tsingtau wollten, ist es gelungen dorthin zu gelangen. Nur einer kaum glücklich mit einem holländischen Dampfer nach Wettreden (dass es so was heutzutage noch gibt) auf Java; um dann dort fest zu sitzen. Als die anderen Deutschen zum österreichischen Dampfer kommen, dessen Kapitän sich am Abend zuvor bereit erklärt hatte, kam ihnen dieser bedauernd entgegen. Er hatte strengsten Befehl von der englischen Regierung bekommen, keinen Deutschen und Österreicher an Bord zu lassen - außer dem Konsul. Zähneknirschend, wutschnaubend und rachedurstig mussten so viele, viele begeisterte Söhne Deutschlands, alles große, kräftige, gesunde Burschen zurückbleiben. Diese Engländer! Sie lassen uns nicht einmal in die Heimat! Sie haben wohl Angst vor jedem Menschen, den Deutschland mehr ins Feld stellen könnte! Als uns England am 4. August definitiv den Krieg erklärte (die indischen Zeitungen brachten diese Tatsache erst eine Woche später), war der größte Teil der Engländer empört.

Sie sprachen sich auch ganz offen abfällig über die Handlungsweise ihrer Regierung aus und viele besuchten uns gerade jetzt, um zu zeigen, dass der Krieg den persönlichen Beziehungen und Freundschaften zwischen den beiden Nationen nichts anhaben könnte. Als dann aber Mitte August fast ganz Belgien sowie ein Teil Frankreichs unser war (den Zeitungen nach eroberten wir es durch dauerndes Uns-Zurückziehen) begannen die öffentlichen Hetzartikel. Der Kaiser, in den ersten Tagen des Krieges vergöttert, war jetzt der gemeinste Mensch, der die Blutschuld der ganzen Welt auf sich lade. Alle Deutschen heimtückisch, hinterlistig und der Spionage verdächtig. Die meisten der uns bekannten jungen Engländer wurden Volontiere und man fing an, uns scheel anzusehen. Truppenverschiffungen fanden jetzt statt. Kavallerie, schwere und leichte Artillerie sowie Infanterie hatten ihre Lager auf den verschiedenen „Haidanen“ aufgeschlagen. Es waren aber wenige Engländer dabei, fast alles Schwarze. Ich kann nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen wir sie ziehen sahen. Schwarz gegen Weiß! Vor ohnmächtiger Wut habe ich manche Tränen darüber vergossen. Jedem Engländer hätte ich vor Hass und Verachtung an die Gurgel springen können. „Schulter an Schulter gestellt, ist es euch vergönnt, als unsere Kameraden mit uns gegen die Hunnen zu ziehen!“ So und ähnlich wurde ihnen Honig um den Bart gestrichen. Nun, lass sie nur, die Konsequenzen werden nicht ausbleiben. Im Übrigen sind beim Einschiffen viele Meutereien vorgekommen, die natürlich gänzlich vertuscht wurden. Ich erfuhr davon durch einen mir befreundeten Engländer, der als Volontier verschiedenen Szenen selbst beigewohnt hatte. Die Verschiffungen fanden zum größten Teil während der Regenzeit statt, und wie so manches Mal, half uns Deutschen auch hier ein Element. Es goss tage- und nächtelang, wie es eben nur in den Tropen regnen kann. Man sah manchmal die Hand vor Augen nicht und die Haidanen waren direkt versumpft. Die Pferde standen zeitweilig bis an den Bauch im Wasser, Seuchen brachen aus und die Leute litten am Fieber. Manch ein Engländer hat sich in dieser Zeit seiner Regierung geschämt. Öffentlich zu sagen wagten sie es zwar nicht, machten nur uns gegenüber manchmal Bemerkungen wie: „It's a damned shame to send these niggers against you.“ Nachher aber fand es ein jeder ganz in der Ordnung. Wir aber lernten

den wahren Fortschaffungsgrund der besten indischen Truppen erkennen. Es geschah nicht nur, um Frankreich und Russland zu zeigen, dass England Menschenmaterial zur Front schaffte, nein, diese Truppen mussten Englands Sicherheit wegen fort, denn sie hätten während des Krieges früher oder später einen allgemeinen Aufstand herbeigeführt. Sind doch die Gurkas, Sikhs, Patanen und andere mehr, nicht zu verachtende Gegner in ihrem eigenen Lande und Klima, und äußerst kriegerische Stämme. Viele von ihnen haben gemeutert und sich zu verbergen gesucht. Als ich eines Tages nach der Polizei kam, standen dort zirka 40 Sikhs. Dabei, der mir während des Krieges bekannt gewordene Geheimpolizist, ein höchst unsympathischer und unheimlicher Geselle, nebenbei bemerkt ein des Landes verwiesener Deutsch-Russe, der sich über jede Schlappe der Russen diebisch freute. Auf meine Frage, was denn diese Leute alle wollten, sagte er mit einem ironischen Lachen: "These are our royal Sikhs." Es waren Soldaten, die sich versteckt gehalten hatten und jetzt wieder eingefangen waren.

Die Deutschen in Ahmednagar

Nachdem England uns definitiv den Krieg erklärt hatte, mussten sich alle Deutschen in Bombay einmal täglich bei der Polizei melden. Alle Militärpflichtigen wurden dabei besonders ins Auge gefasst. Es dauerte auch nicht lange, so bekamen die letztgenannten den Befehl, mit dem Zug nach Ahmednagar zu fahren. Sie mussten sich zu diesem Zweck in der Hornby-Road versammeln und wurden dann von Soldaten mit aufgefanztem Bajonett engumgeben zum Bahnhof geführt, was die Nativen kopfschüttelnd mit ansahen und einige Engländer kinematographisch aufnahmen. Auf dem Bahnhof waren die Boys der verschiedenen Herren mit dem Gepäck. Sie wollten ihren Herren noch Päckchen mit Butterbrotten und dergleichen hinreichen, doch wurde das nicht gestattet. Die Männlein mit den Bajonetten ließen sich auf nichts ein. In dritter Klasse eingeteilt kamen sie ohne weitere Verpflegung nach zirka 24-stündiger Fahrt in Ahmednagar an. Hier mussten die Koffer von jedem selbst auf die Karren geschleppt werden, und dann ging es in der Mittagshitze nach dem alten, eine gute Stunde entfernten Camp, das eine sechs Meter hohe, dicke Mauer umgibt. Hier hieß

es sofort Strohsäcke fabrizieren, wenn sie nicht auf der Erde schlafen wollten, was in den Tropen schlimme Folgen haben kann, besonders während und eben nach der Regenzeit, wenn alles feucht ist, wie eben auch im August in Ahmednagar. Endlich wurde dann auch das ersehnte Essen, in zwei Stahleimern angetragen, und wer Hunger verspürte, durfte mit der Hand hinein schlagen und sich das Geholte in den Mund schieben. Welch ein Ekel die Leute ergriff, wird jeder verstehen können. Und eine krassere Missachtung der besonders in den Tropen so wichtigen Hygiene, deren strikter Befolgung der Engländer sich stets besonders rühmt, ist kaum denkbar. Selbst der Native isst, wenn auch aus der Hand, so doch aus einer eigenen Schüssel, und wehe wenn sie ein anderer berührt! Die Leute nährten sich schließlich nur von Wasser und Brot, bis nach 14 Tagen Besserung geschaffen wurde. Für 300 Gefangene war auch zunächst nur ein Wasserhahn da. Eingeseift standen sie alle hintereinander, um nach der Reihe unter den Hahn zu kommen. Dieser wurde dann aber plötzlich abgestellt und die noch nicht fertigen konnten sehen, wie sie die Seife vom Körper bekamen. Im Laufe des Septembers wurde dann mehr außerhalb der Stadt ein größeres Lager mit Stacheldraht umgeben eingerichtet, in dem es wesentlich besser war. Die Baracken, in denen früher Nativenregimenter gehaust hatten, um sie zu verlassen, weil sie allzu verwandt waren, sind jetzt gut genug für die Deutschen. Aber an was gewöhnt man sich nicht alles! Das Gefangenenlager wurde in drei Teile geteilt. Das A-Camp ist mit Stacheldraht umgeben und für Leute bestimmt, die keine ehrenwörtlichen Erklärungen abgeben wollten. Man kann es innerhalb des Stacheldrahtes in einer Viertelstunde umschreiten. In diesem Lager sind, glaube ich, ca. 800 Personen, auch wirkliche Kriegsgefangene aus Ostafrika. Sie haben sich Tennis- und andere Spielplätze angelegt und geben auch Konzerte und Freilichtspiele. Das B-Camp ist für die Leute, die ihr Ehrenwort gaben, nichts gegen England zu unternehmen und keinen Versuch zu machen zu entfliehen. Das wäre auch ziemlich aussichtslos. Wo sollte man denn hin? Den Herren aus diesem Lager war es erlaubt, fünf (englische) Meilen im Umkreis spazieren zu gehen. Dreimal täglich musste jeder zum Appell in den Baracken sein. In dieses Lager kam auch mein Mann als einer der letzten von Bombay. Im

Großen und Ganzen ist er zufrieden mit allem. Natürlich hat er sich an die Wanzen gewöhnen müssen sowie an allerlei sonstige Unannehmlichkeiten. So regnet es zum Beispiel durch die Dächer, dass die Herren in halber Stubenhöhe Tuch gespannt haben, damit das Wasser nach der Veranda hin abläuft. Andere legen sich mit einem Regenmantel und aufgespanntem Regenschirm ins Bett!

Das einmal monatliche gründliche Reineinmachen der Baracken unternehmen die Herren selbst, und außer einigen Drückbergern, die es überall gibt, arbeitet jeder gründlich und mit 16 as, wie man in Indien sagt, d. h. mit ganzer Kraft. Dabei fliegen Scherzworte hinüber und herüber, wie die allgemeine Stimmung überhaupt gut ist. Es gibt fast durchweg nur Optimisten. Was den Ausgang des Krieges anbetrifft, sind sie das alle, nur was die Dauer des Krieges anbetrifft, sind viele Pessimisten. Alle deutschen Klubs haben ihre Bibliotheken nach Ahmednagar geschickt, so dass es den Gefangenen nicht an Lektüre fehlt, nur haben sie natürlich gar keine Bücher, die nach Ausbruch des Krieges erschienen sind. Es werden viele Sprachen gelernt und sonstige Studien betrieben. Musikstunden genommen, Bücher übersetzt, Zeichnungen gemacht. Dichtungen und Aufführungen entstehen. Man veranstaltet vorzügliche Konzerte, dramatische und Kabarettabende. Außerdem werden wissenschaftliche Vorträge gehalten, Reuter-Vorlesungen und dergleichen mehr. Anfänglich gehörten in die Grenzen des B-Camps auch ein Golf- und Fußballplatz sowie verschiedene Tennisplätze, alle von den Internierten selbst angelegt, die morgens und abends fleißig besucht werden. Auf gelegentlichen Sportfesten amüsierte man sich mit Sack-Dreibeihe-Stafetten und Schnelllaufen, Diskuswerfen, Springen und Tauziehen. Fußball spielten die Gefangenen verschiedentlich gegen die Wachmannschaften, und es war ihnen eine Genugtuung, sie jedes Mal besiegt zu haben.

Die Engländer verfolgen eine eigenartige Taktik, bei der sie sich später sicherlich selbst ins Fleisch schneiden werden, und die bei den Deutschen sehr viel heißes Blut macht. So unterstellen sie die Gefangenen Nativen-Spionen, die natürlich ihre ungewohnte Macht nach Kräften auszukosten suchen. Es hieß zum Beispiel Mitte Oktober 1915, ein Mann aus dem B-Camp habe

eine Schwarze verführt. Um ausfindig zu machen, wer es sei, stellte sich der schmierige Native-Spion breitspurig hin und jeder Einzelne des ganzen Camps musste salutierend an ihm vorbei marschieren. Das empörte die Leute derartig, dass sie zunächst anfangen zu zischen und dann über den Burschen herfielen und ihn gründlich verprügelten, bis die Territorials (englische Wachmannschaften) angelaufen kamen und wieder Ruhe herstellten. Die Folge dieses Vorfalles war, dass das ganze Camp B am nächsten Tage hinter Schloss und Riegel, d. h. hinter dem inneren Stacheldrahtzaun eingesperrt wurde, die man an der Innenseite in sechs Minuten umgehen kann. Da laufen sie nun wie die wilden Tiere herum, um sich doch etwas Bewegung zu machen, denn die Tennis-, Golf- und Fußballplätze liegen außerhalb der Grenze. Dann verfielen sie auf das Blumen säen und pflanzen und jetzt sind rund um die Baracken kleine Blumengärten entstanden.

Später wurde es etwa 20 Herren freigestellt, in das C-Camp überzusiedeln, in dem bis dato nur Herren über 45 Jahre waren. Zunächst lehnten fast alle gefragten ab oder sagten nur zu, wenn sie so und so viele Freunde mitnehmen konnten. In diesem Camp, das jetzt den Namen Neues Parole-Camp hat, ist nun auch mein Mann. Hier können die Leute wieder sechs Meilen im Umkreis spazieren gehen, Golf spielen und sonstigen Sport treiben. Nachgerade sind doch so etwa 50 Leute aus dem B-Camp herübergekommen, und ich glaube, den älteren Leuten wird es ganz lieb sein, ein bisschen Leben in die Bude zu bekommen. Es soll auch auf Kosten des Lagers schon ein Klavier von Bombay aus heraufkommen, da dauert es denn nicht lange, bis es auch dort einen Gesangsverein, Konzerte, Theater und Cabaret-Abende gibt. Die Verpflegung soll in diesem Lager eine sehr viel bessere sein; was sie erhalten, weiß ich nicht, doch hatten sie bis dahin morgens nur Tee und schwer zu verdauendes Kampher-Brot bekommen und mittags gute Suppe und zähes Fleisch. Das ist alles. Das genügt auf die Dauer für keinen Menschen. Die Bemittelten können sich für schweres Geld mehr oder weniger alles kaufen von einem Parse, der natürlich schwer reich dabei wird und wohl einer der wenigen ist, die täglich für eine recht lange Dauer des Krieges beten. Die gänzlich Unbemittelten, meist Seeleute, arbeiten als Köche, Stiefel-

putzer, Strumpfstopfer, so als Mädchen für alles, immer einer für sechs bis zwölf Leute, wofür er monatliche Bezahlung erhält. Der Erlös der Theaterbillets, künstlerischer Programme und so weiter geht, wenn nicht für das rote Kreuz, in die Kasse für Bedürftige in Ahmednagar. Für dieselben Zwecke werden auch die Bilder großer Männer, wie des Kaisers und Hindenburgs, mit Kohle gezeichnet, verlost. Im Übrigen halten die Deutschen strenge Zucht untereinander. Wer sich irgendetwas zu Schulden kommen lässt, dem erscheinen nachts der Heilige Geist oder die Kieler Flotte. Das sind etwa sechs schwarz verummte, stämmige Kerl, die den Betreffenden windelweich hauen oder mit kaltem Wasser übergießen. Das kommt nie heraus, wer sie sind. Hat jemand Geburtstag, so wird ihm meist nachts ein Grammophon unters Bett gestellt mit der bekannten Geburtstagsplatte: „Meine hochverehrten Anwesenden usw. und unser liebes Geburtstagskind, es lebe hoch, hoch, hoch!“ Dieses wird dann zwischen 4 und 5 Uhr morgens angedreht und der Glückliche erhält von seinen Freunden Geschenke, etwa eine Zahnbürste, Schuhbänder dicke Government -Strümpfe a acht as, ein Stück Seife, Jam, Marmelade, ein Taschentuch, Streichhölzer und dergleichen mehr. Sind Siegesnachrichten irgendwelcher Art durchgekommen, so wandern sie unter Jubel von Mund zu Mund, ohne dass auch nur ein Einziger fragt, woher die Kunde kommt, denn derjenige, der dabei ertappt wird, dass er etwas geschmuggelt bekommen hat, wandert für allemal ins A-Camp.

Die drei verschiedenen Lager dürfen nicht miteinander sprechen. Grüßen, Nicken und Winken wird strengstens bestraft. Doch pflanzen sich die Nachrichten hinüber und herüber durch das Singen derselben nach irgendwelcher x-beliebigen Melodie fort, ohne dass sich die Leute im Vorbeigehen ansehen, noch die Engländer das Geringste verstehen. Sie können ja kein Deutsch!

Einmal kam aus dem A-Camp ein mohamedanischer Hochzeitzug vorüber, worauf sich die Deutschen blitzschnell versammelten und einen brausendes Hoch auf den Sultan ausließen. Der Zug hielt und ließ den Kaiser hochleben - zur größten Wut der wachhabenden Territorials. Seither ist jeder zivile Verkehr in der Nähe der Lager abgesperrt. Da Erdarbeiten und dergleichen des Klimas wegen nicht tunlich sind, die Leute sich aber nach Arbeit sehnen, so gab der

Oberst in Ahmednagar eines Tages einen sehr unüberlegten Befehl. Es sollten neue Baracken von Nativen gebaut werden, und die Deutschen sollten die Steine tragen und Mörtel mischen, mit anderen Worten, Handlangerdienste tun. Jeder, der einmal in den Tropen war und mit Nativen in Berührung gekommen ist, sieht die Unmöglichkeit dieser Verordnung ein. Ein Sahib, der körperlich vor allem für Native arbeitet, ist in den Augen der Eingeborenen ein Nichts, etwas Verachtungswürdiges. In diesem Falle waren aber nicht nur die Betroffenen verlacht worden, sondern die ganze weiße Rasse würde nicht mehr im selben Masse geachtet werden wie vorher. Die Deutschen widersetzten sich denn auch dem Befehl. Sie wollten wohl die ganzen Baracken bauen, nie einem Schwarzen aber Handlangerdienste tun. Der Oberst sah nachträglich alles ein und die Sache verlief im Sande. Die Frauen bearbeiteten fortwährend die Regierung und den amerikanischen Konsul, um mit ihren Männern interniert zu werden, sie wenigstens, bis dieses ermöglicht sei, besuchen zu dürfen. Endlich Mitte Dezember hatten ihre Bemühungen den Erfolg, dass immer vier Frauen zurzeit für drei später vier Tage zum Besuch nach Ahmednagar fahren durften. Meine erste Reise für drei Tage nach Ahmednagar trat ich am 16. Dezember 1914 zusammen mit drei anderen Damen an. Man fährt abends um 9:00 Uhr vom Victoria Terminus ab und schläft, oder schläft nicht, bis ca. 3:00 nachts, wo man in Dhoud ankommt, einem schmutzigen, verwanzten Bahnhof.

Schlaftrunken setzt man sich auf sein Gepäck und wartet ein bis zwei, manchmal auch drei Stunden (die Pünktlichkeit der Züge in Indien lässt sehr zu wünschen übrig) auf den Zug, der einen weiterbefördern soll. Wenn alles glatt geht, ist man um 7:00 morgens in Ahmednagar. Dort sind aussteigende Damen eine Seltenheit, und daher kommt der Schutzmann fast nie an die verkehrte Adresse, wenn er fragt: "Sind sie eine Deutsche, wie viele Tage bleiben Sie hier, wie heißen Sie und wo kommen sie her?" Dann nimmt man sich eine Tonga und fährt zu dem 45 Minuten weit abgelegenen Lager. Vor dem Censor-Officer wird gehalten, man gibt seinen Pass ab, lässt sein Gepäck oberflächlich untersuchen, und trifft an der Straßenecke seinen Mann, mit dem man in ein nahe gelegenes Bungalow geht, in dem für die Tage schon vorher ein Zim-

mer belegt ist. In diesem Zimmer darf man sich von 8:00 morgens bis 9:00 abends aufhalten und auch seine Mahlzeiten einnehmen. Abends fährt man in die amerikanische Mission, die uns Frauen für ganz wenig Geld ganz reizend und auf die lebenswürdigste Art aufnimmt. Ach, was ist das für ein Gefühl, wenn man so in der fliegenden Tonga mit Herzklopfen seinem Manne entgegen fährt, den man lange nicht gesehen hat und von dem man monatlich nur einen kurzen Brief erhält. Jetzt ist es den Herren erlaubt, fünf Briefe monatlich zu schreiben, davon darf einer in Deutsch die anderen müssen englisch geschrieben sein. Das große A-Camp mit dem mächtigen Stacheldraht machte im ersten Moment einen sehr deprimierenden Eindruck auf mich, umso mehr, als es strengstens untersagt ist hinein zu winken und zu sprechen. Wachen stehen an allen Ecken und Enden mit aufgepflanztem Bajonett und beobachten jeden Vorübergehenden scharf. Mir war es doch eine große Erleichterung, meinen Mann im B-Camp zu wissen; er sah, wie auch die meisten anderen, brillant d. h. schön sonnenverbrannt aus, und es gab des Erzählens kein Ende! Alle fühlen sich mehr oder weniger in ihre Soldaten-Zeit zurückversetzt, und da fast ein jeder gerne beim Militär war, so fällt es ihnen verhältnismäßig leicht, sich in ihr Schicksal zu fügen, und auch ich habe dank meines glücklichen Temperament dort alles sehr viel netter gefunden als die meisten anderen Damen. Dass ein jeder mal trübe Stunden hat, besonders die von ihren Frauen getrennten Verheirateten, ist ganz klar, es fehlt eben an geistiger Arbeit, aber Gott sei Dank sind wir nicht alle an einem Tage gedrückter Stimmung, so dass immer jemand zum Aufheitern da ist. Mein Mann erzählte mir damals, dass sie täglich viel spazieren gingen. Sonnabends sei Ausmarsch, fünf bis sechs Meilen weit, von 50 bis 60 Mann unternommen. Ein Herr sei der Befehlshaber und Spazierstöcke würden als Gewehre gehandhabt. Als ich oben war, fand in einer ausgeräumten Turnhalle das erste Konzert statt. Es war erstklassig. Einige wirkliche Künstler sind dort. Cello, Violine, Flöten, Klavier, Trommel, Trompete und ein vorzüglicher Gesangsverein. Am Schluss wurde uns gestattet: "Deutschland, Deutschland über alles " zu singen. Ach, tat das gut! Seit Monaten saß mir das in der Kehle und durfte nicht heraus, man fühlte sich ordentlich erleichtert. Überhaupt, mir kam das oben

vor wie eine große deutsche Kolonie; wen man auch sah, alles sprach Deutsch, was auf mich unendlich wohltuend wirkte. Sogar der native Milch-Verkäufer ruft in dem drolligsten Akzent: " Warme Milch gefällig, meine Herren?" Obgleich Krage und Schlips nicht Mode sind in Nagar, kommen doch allerlei zum Vorschein, wenn Damenbesuch erwartet wurde. Die jeweiligen Freunde und Bekannten verfehlten auch nie, nachmittags einmal vorzusprechen, eventuelle verbotene Liebesbriefe von ihren Frauen zu empfangen und zu beantworten und sich sonst nach dem einen oder dem anderen umzuhören. Die Baracken durften von uns Damen nicht besichtigt werden, doch wurde ich eines Tages in eine der Baracken zum Mittagessen eingeschmuggelt. Mein Mann deckte den Tisch für neun Personen, allerlei Kissen wurden mir dienstbeflissen auf und um die harte Bank gelegt, und es war geradezu rührend, wie jeder einzelne Herr es so nett wie möglich zu machen besorgt war. Selbst gepflückte Blumen standen auf dem Tisch, Büchsen mit Leckerbissen waren meinetwegen geöffnet und das Hammelfleisch war mit der größten Liebe und Sorgfalt zubereitet worden. Ich verfüge nun Gott sei Dank über ein sehr starkes Gebiss, muss aber sagen, dass ich mich mit den Resten des Fleisches noch stundenlang amüsiert habe. Nachher wurde ich wieder heimlich fortgeschafft.

Am 2. März 1915 war mein zweiter Besuch fällig. Im Januar des Jahres hatte ich ein zweites Mädels in die Welt gesetzt, das in Ahmednagar getauft werden sollte. Das Oberhaupt des dortigen Gefangenenlager, dem meinem Manne manche Arbeit abnimmt, infolgedessen er gut bei ihm angeschrieben ist, hatte freundlicherweise seine Erlaubnis dazu gegeben, deswegen durfte ich meine beiden Kinder mit in die amerikanische Mission nehmen (wo sonst keine Anwesenheit von Kindern gestattet war). Diese besondere Lebenswürdigkeit verdanke ich den Ahmednagar-Konzerten, zu denen ein für allemal die Amerikaner eingeladen wurden, zum Dank für die freundliche Aufnahme der deutschen Frauen. Die meisten hatten viel Verständnis für Musik, bezahlten auch stets freiwillig fünf Rupees für die Programme, und hörten besonders gern meinen Manne spielen. So freundlich und taktvoll sie sich übrigens uns Deutschen gegenüber benahmen, politisch hatten sie viel an unserem Kaiser und unserem Volk

auszusetzen, wie ein Zeitungsartikel einer der Missionare bewies. War das eine Seligkeit, meinem Mann die Kinder, vor allen Dingen das Neugeborene, zu zeigen. Wenn wir auch bei diesem Besuch voneinander selbst weniger hatten, so waren die vier Tage des Beisammenseins doch wunderschön. Die Taufe fand am 3. März 1915 statt, mit anschließendem Tee. Alle Freunde und Bekannte waren geladen. Im Lager hatten die Bäcker von den österreichischen Lloyd-Schiffen die schönsten Kuchen gebacken. Der kleine Blumenladen in Nagar war gänzlich geplündert worden. Fröhlich schon schickte der Parsee uns bestellte Teller, Kannen, Tassen und Gläser. Sie kamen in einem unbeschreiblichen Zustand an. Da Bedienung nicht vorhanden war, wuschen mein Mann und ich mit aufgestreiften Ärmeln alles auf in einer kleinen Badewanne. In Ermangelung von Gläser- und Tellertüchern mussten wir die Sachen mit reinen Kinderwindeln abtrocknen. Ein großes Tischtuch für das Büffet sowie Decken etc. hatte ich mitgebracht, und bald sah die Stube wirklich reizend und feierlich aus. An den Wänden prangten grüne Zweige, in Gläsern standen Oleander-Blüten und so weiter, und der Taftisch machte sich sehr hübsch unter gelben Rosen. Ein deutscher Missionar von der Leipziger Mission hatte nebst acht anderen Herren für einige Stunden Urlaub bekommen aus dem A-Camp. Er hielt die Taufrede. Sie alle waren überglücklich ob der ihnen geschenkten, kurz währenden Freiheit, breiteten die Arme aus und waren wie die Kinder. An der einen Ecke bog sich das Cafébuffet unter zahlreichen Nuss- und Sandkuchen sowie kleinem Gebäck. Auf der Veranda war die Whisky-Bar, an der es auch belegte Butterbrote gab. Um 5:00 begann die Feier, zu der sich zirka 60 Herren einfanden. Die Kleine wurde von der Ajah gehalten und benahm sich musterhaft. Die Größere zeichnete sich beim Choral-Singen dadurch aus, dass sie mit dem Lied „It's a long way to Tipperary“ herausplatzte, das bei unseren Nachbarn in Bombay den ganzen Tag auf dem Gramophon gespielt wurde. Nach der hübschen Feier wurde den Speisen zugesprochen - als ob die ganze Gesellschaft am Verhungern wäre. Es ging dabei sehr lebhaft und lustig zu, bis zum allgemeinen Aufbruch um 7:00. Unter dem Kommando eines der Herren traten alle an, und im Parademarsch gingen sie an uns vorbei zum Tor hinaus. Noch lange hörten wir die nach ihrer Bar-

cke Zurückziehenden singen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“

Im April und Mai waren wir zehn unter uns bekannte Bombay-Damen in Matheran, einer kleinen, gesunden Waldstation ganz in der Nähe, wo wir uns bei dem Cantonment-Magistrato, einem Perser, an- und abzumelden hatten. Wir lebten dort sehr zurückgezogen, ungestört und abgeschlossen in einem kleinen Häuschen, das zum Hotel gehörte. Eines Tages hieß es, es habe sich verschiedentlich ein Panther in der Nähe gezeigt, und einige beherzte Männer machten sich auf den Weg, um ihm zu Leibe zu rücken. Nachts hören wir zwei Schüsse, schlafen darüber nicht so schnell wieder ein und vernehmen nach einiger Zeit Schritte und Stimmen, die eine meiner Freundinnen veranlassen zu rufen: "Sie haben ihn, sie haben ihn, und kommen hier vorbei!" Daraufhin werfen wir alle Kimonos um und laufen auf die Veranda. Es naht sich auch ein Zug vermummter Leute, davon tragen zwei den Panther, mit den Beinen an einen Stock gebunden, zwischen sich. Einige Fackeln beleuchten das Ganze gespenstisch. Der Zug hält vor unserer Terrasse und aus dem Hintergrund lässt sich auf Deutsch eine Stimme vernehmen: "Haben die Damen nicht Lust, sich das Tier ein wenig aus der Nähe zu betrachten?" Wir trauen unseren Ohren nicht und erkennen schließlich in der näher kommenden, vermummten Gestalt einen hoch gebildeten jungen Brahmanen, der uns schon verschiedentlich durch sein gutes Aussehen und sein gänzlich europäisches, aristokratisches Wesen aufgefallen war. Im Flüsterton erzählt er uns, dass er schon lange gern einmal mit uns habe sprechen wollen. Es würde uns sicher interessieren zu hören, dass der Panther seinen Tod einem deutschen Krupp'schen Gewehre zu verdanken habe. Er selber sei länger in Hamburg, München, Berlin und anderen Städten gewesen. Er habe die Deutschen schätzen und achten gelernt und liebe ihr Land. Was den Krieg anbelangt, so würde er sicher ein gutes Ende für uns nehmen. Keine Macht der Welt werde es fertig bringen, Deutschland und sein Volk zu demütigen oder gar nieder zu ringen. Das kleine siebenjährige Mädels einer meiner Freundinnen war auch bei dieser Unterredung zugegen. Sie meinte: "Mutter, ich möchte wohl dem Manne dieses Stück Schokolade bringen, weil er

doch das Tier so schön tot geschossen hat mit einem deutschen Gewehr!" Der Brahmane hatte die Worte gehört, er lächelte und sagte: "Das ist auch so ein echter deutscher Zug, ja, bringe mir ein Stück Schokolade, wenn es deine Mutter erlaubt, ich esse es gerne!" Wir hatten so wenige Freunde, kamen so äußerst selten mit einem Menschen zusammen, der uns wohl gesinnt war. Da tat so etwas doppelt gut und wir haben noch lange gezehrt an der kleinen Begebenheit.

Einige Tage darauf ereignete sich noch etwas. Es war eben vor der Tee-Zeit, ich hatte mich gerade umgezogen, als ich Pferdegetrappel und einen markerschütternden Schrei höre. Ich stürze auf die Veranda und sehe ein scheu gewordenes Pferd in wildem Galopp auf einem schmalen Saumpfad herangaloppieren. Die Zügel hängen dem Tier über den Hals, auf dem Sattel hängt eine Frau mit aufgelöstem Haar, totenblass, mit weit aufgerissenen Augen; noch nie sah ich ein so namenlos angstverzerrtes Gesicht. Ich rase den Weg hinunter und es gelingt mir, dem Pferde gerade an einer Biegung des Weges in die Zügel zu fallen und es zum Stehen zu bringen; es zittert an allen Gliedern. "Help me, help me!", höre ich die Frau sagen, dann sinkt sie mir halb ohnmächtig in die Arme. In der Zwischenzeit kamen auch meine Bekannten herbei, meine Diener hielten und beruhigten das Pferd, und jemand half mir, die Dame auf das hohe Bett auf der Veranda zu tragen. Eau de Cologne und ein Glas Rotwein (anders hatte ich nicht zur Hand) halfen ihr ziemlich bald wieder zur Besinnung und sie erzählte, dass sie heute zum ersten und auch zum letzten Male in ihrem Leben auf einem Pferde gesessen habe. Sie sei im Rugby Hotel aufgestiegen, zusammen mit ihrem Manne, der auch zum ersten Male das Reiten probiert habe; neben ihnen sei ein Reitknecht geschritten. Zuerst sei alles sehr schön und nett gewesen, dann hätten sie einen Trab versucht, ihr Pferd müsse sich dabei irgendwie erschrocken haben, kurzum, es sei auf und davon mit ihr, bergauf und bergab, was aus den anderen geworden sei, wisse sie nicht. Meine Diener suchten ihnen in der Umgegend zu begegnen, und die Engländerin hatte sich gerade wieder etwas zurecht gemacht, als ihr Mann und der Reitknecht erschienen, froh, dass noch alles gut abgelaufen war. Sie bedankten sich sehr herzlich für das, was ich hatte

tun können und machten sich zu Fuß auf den Rückweg. Abends erhielt ich nochmals ein sehr nettes Dankschreiben des Mannes und später, als ich nach Bombay zurückkam, bin ich noch verschiedentlich mit ihnen zusammen gewesen. Sie waren stets von besonderer Liebenswürdigkeit und boten mir ihre Dienste an in den schweren Zeiten. Ich habe dieselben auch in Anspruch genommen, da ich ihnen trauen zu dürfen glaubte. Sie bewahren alle meine Wertsachen auf, die zum größten Teile aus guten Bildern, Bronzen, feinem Porzellan, Kristallen, Silbersachen usw. bestanden. Hoffentlich bekomme ich das alles noch einmal wieder zu sehen.

In unsere Matheranzzeit fiel auch die Kriegserklärung Italiens an Österreich. Damals hatte ich das gerade gelesen und war sehr erregt, als eine alte verschrumpelte halbcaste-Mamsell in Nagar ankam und um Geldmittel für ein englisches Findelhaus bettelte. Ich erklärte ihr, (was zwar nicht notwendig gewesen wäre) dass ich eine Deutsche sei und mein Geld in diesen Zeiten für andere Sachen gebrauche. Kaum hatte ich das ausgesprochen, als mir die gemeinsten Flüche an den Kopf flogen, ja, wenn sie sich doch damit begnügt hätte, aber sie beschimpfte auch unseren Kaiser auf die ordinärste Weise. Ich platzte fast vor Wut. Diese Halbschwarzen kann man nun empfindlich treffen, wenn man hindustanisch mit ihnen spricht, sie mit anderen Worten anscheinend für Schwarze hält. So sprach ich sie denn auch in der Native-Sprache an und befahl ihr, sofort zu schweigen, sonst würde ich den Hotelbesitzer holen, der sie aus dem Grundstück jagen würde. Daraufhin verschwand sie, immer noch mit halber Stimme vor sich hin schimpfend.

Am 7. Juli fuhr ich zum dritten und letzten Male für vier Tage nach Ahmednagar. Es war furchtbar heiß da oben, doppelt empfunden, da es nirgends „punkas“ gab. Am 2. Tage lud ich zu einem so genannten „Tee unter der Linde“ ein. Es gab notabene Whisky und Soda und der Baum war ein Gul Mohur. Dahin brachten alle Geladenen Bänke und Tische aus den Baracken, auch reine Betttücher als Tischdecken, Gläser, Teller, Eis und die von uns bestellen Getränke und Kuchen; alle durften sich dafür auf unsere Kosten satt essen und trinken. Jeder hatte dann noch den einen oder den anderen Wunsch für Besorgungen in Bom-

bay, die ich notierte, um dann später das Gewünschte einzukaufen und hinauf zu schicken. Als ich von Nagar zurückkam, fand ich, dass unser Messing-Namensschild außen am Hause gestohlen war, wie schon vorher einigen meiner deutschen Bekannten. Vielleicht sehe ich es in späteren Jahren noch mal als stolze Kriegstrophäe im Londoner Crystal Palace wieder.

Um Licht zu sparen, aber auch, weil es wunderbar schön war, saßen eine meiner Freundinnen und ich in Bombay abends nach dem Essen gegenüber unserem Hause auf einer Bank und genossen den prachtvollen Sternenhimmel, das Meer und die Silhouette vom Malabar Hill mit all den Lichtern. Ein eigenartiges Gefühl der Einsamkeit überfiel uns dann. Fern der Heimat, getrennt vom Manne, allein in Feindesland, umgeben von nicht einem Menschen, der uns wohl wollte. Zunächst die Engländer, dazu die Halbschwarzen sowie notgedrungen einige schwarze Kriegerstämme, dann Japaner, Franzosen, Russen und Belgier. Sie alle belebten die Promenade. War jemand in Hörweite, so verstummten wir entweder oder unterhielten uns in Englisch, um unnötigen Bemerkungen vorzubeugen, wie sie einigen Bekannten von uns, die wenig Englisch nur konnten, nachgerufen worden sind: "Bloody Germans, damned Germans, huns, baby killers" und dergleichen mehr. Derartiges ist uns nie passiert, aber wir haben uns oft vorgestellt, was wohl geschehen würde, wenn diese Leute wüssten, dass wir Deutsche sind.

Hatte sich der Ausfall der Waren schon an Weihnachten 1914/15 bemerkbar gemacht, so war das jetzt erst recht der Fall. Fensterscheiben waren nicht mehr zu erschwingen. Alles Glas war sonst aus Österreich gekommen, da es ausblieb, musste es von Japan bezogen werden, das sich teuer dafür bezahlen ließ. Amerika, Japan, besonders letzteres, haben es überhaupt sehr gut verstanden, unseren ganzen Handel an sich zu reißen; trotz alledem stehe ich unter dem Eindruck, als ob es nach dem Kriege nicht ohne unsere Waren gehen wird. Die Engländer haben es überhaupt erst erfasst, was alles Made in Germany ist. Ich persönlich spreche sehr gut Englisch und bin daher nie für eine Deutsche gehalten worden. Ein besonderes Vergnügen hat es mir stets gemacht, in die Läden zu gehen, vorgebend Sachen kaufen zu wollen, von denen ich genau wusste, dass es deutsche Fabrikate

waren und infolgedessen nicht mehr vorrätig; z. B. Strümpfe, Wollunterzeug, Stopfgarn, Druckknöpfe, Bleistifte, Eau de Cologne und vieles andere mehr. In einem Schaufenster sah ich einst lauter „Jäger“-Unterzeug, dazu ein großes Reklameschild ungefähr folgenden Inhalts: „Englisches Volk, kauft nur in unserem Lande verfertigte Artikel, damit erweist ihr eurem Vaterland den größten Dienst!“ Auch Kölnisch Wasser 4711 kaufte ich mal mit einem großen Zettel beklebt, lautend: „English made.“ Auf meine Frage, ob denn die Engländer Köln genommen hätten, wussten sie mir keine Antwort zu geben. Es gibt auch englisches Parfüm gleichen Namens; es ist teuer und schlecht. Die Verkäufer haben oft genug von mir hören müssen, dass es mit dem deutschen nicht konkurrieren könne. Faber-Bleistifte und Briefumschläge - in die Ecken verwiesen, weil deren Kauf unpatriotisch geworden ist - kaufte ich mit Vorliebe, „da sie doch weitaus die besten seien“. Dann stimmten merkwürdigerweise die Verkäufer stets mit mir überein, auch, dass der Krieg bald ein Ende nehmen müsse, da es ja doch nicht ohne deutsche Ware gehe. Die deutschen Kinderzwiebacke, genannt „German rusks“, heißen jetzt „British rusks“, Straßennamen werden verändert und andere Kindereien vorgenommen. Spielsachen gab es zunächst überhaupt gar keine, später sehr schlecht ausgeführte, billige Celluloid-Sachen aus Japan und infame Geduld-, Lege- und Würfelspiele, auf denen unser Kaiser und die größten Männer unseres Volkes, nicht nur karikiert, sondern auch beschimpft und besudelt werden. Dergleichen war natürlich „Made in England“. Am schlimmsten waren die Apotheker. Sie haben mir auch ihr Leid geklagt. Woher die Medizin bekommen, die sie fast ausschließlich von Deutschland bezogen?

Mitte Juni 1915 wurden von heute auf morgen jegliche Besuche nach Ahmednagar verboten. Anscheinend waren sie nicht mehr vonnöten, da wir Frauen doch bald mit unseren Männern zusammen in Belgaum, Katabahar oder anderen Plätzen interniert werden würden. So hieß es allgemein, auch unter den Engländern. (Später stellte sich heraus, dass dieser Befehl direkt von England gekommen war). Daraufhin begannen wir Frauen zu packen. Für die, die ihren Haushalt schon aufgegeben hatten, war das ein Leichtes, für meine Kinder und mich zum Beispiel weniger, denn mit uns zu-

sammen wohnten während des Krieges drei andere Damen und ein Kind, für die natürlich bis zum letzten Augenblick alles herausbehalten werden musste. Wertsachen waren allerdings schon bei Beginn des Krieges verpackt worden und Luxusartikel gab es im Hause kaum noch. Aber die Gardinen mussten gewaschen und geplättet werden, Bilder, Vasen, Nippes, Teppiche, Kissen und dergleichen verstaut, Koffer gepackt, und die Kisten für die im letzten Augenblick zu packenden Artikel angefertigt werden. Ich war oft bis spät nachts beschäftigt, dazu kam, dass meine Ajah krank war und acht Tage Urlaub hatte, das hieß, zwei kleine Kinder hüten Tag und Nacht; dabei quälten mich rasende Kopf- und Rückenschmerzen, und das Ende vom Lied war, dass ich zusammenbrach und mich mit Fieber ins Bett legen musste. Nach 14 Tagen wurde konstatiert, dass ich Darm-Typhus hatte.

Ich war noch nie im Leben krank gewesen, hatte bis dahin immer nur für andere gesorgt. Der Gedanke, dass die Kinder aus meinem Zimmer entfernt werden mussten, dass ich eine Tag- und eine Nachtschwester benötigen würde, mit anderen Worten, dass ich meinen Freundinnen zur Last fallen musste, hat mich fast um den Verstand gebracht. Aber es half nichts, ich war hilflos geworden, musste alles mit mir geschehen lassen. Die Schwestern waren sehr nett, der Arzt vorzüglich, meine Bekannten rührend mit mir. Nach einer schlimmen Woche ging es langsam wieder bergauf; normale Temperaturen waren noch nicht wieder erreicht, als ich einen sehr viel schlimmeren Rückfall bekam, der mich fast das Leben kostete; als der Arzt der Überzeugung war, dass es zu Ende gehe, wurde mein Mann telegrafisch informiert. Ich erkannte ihn zwar nicht, da ich eine Woche lang bewusstlos war, aber er durfte sieben Wochen lang bei mir bleiben, während meiner langsam, ganz langsam voranschreitenden Rekonvaleszenz. Dafür werde ich den Engländern immer dankbar sein.

Es gibt in den Tropen so furchtbare Krankheiten wie Pest, Cholera, Dysentery und Typhus, die, wenn sie schlimm auftreten, fast immer ein böses Ende nehmen; während des Krieges kam da sehr viel Trauriges vor, so dass die Engländer schließlich weicher gestimmt wurden und beantragten, dass der Mann oder Vater Urlaub erhalten könne von Ahmednagar, wenn der Arzt

schwöre, dass das Leben des betreffenden Verwandten in Gefahr wäre. Mein Mann sagte, ich hätte im Delirium wahnsinnig auf die Engländer geschimpft, es sei nur ein Glück gewesen, dass ich dabei fast immer deutsch gesprochen habe. Während seines Aufenthaltes in Bombay musste er sich einmal täglich bei der Polizei melden, durfte weder Briefe empfangen noch schreiben und nicht in den Basar, noch zum Geschäft gehen. Mein Mann hatte während der Zeit seiner Gefangenschaft 15 Pfund abgenommen; dass es nur vom schlechten Essen herrührte, sah man daran, dass er in den sieben Wochen in unserem Hause wieder 11 Pfund zunahm.

Ich möchte nochmals betonen, wie freundlich und taktvoll sich der Arzt um mich bemüht hat. Er war selig, mich durchgebracht zu haben, obgleich er meinetwegen Anfechtungen genug gehabt hat. Unsere Straße hatte in den Abendstunden sehr großen Verkehr und war sehr laut, da alles um diese Zeit am Strande spazieren war. Deswegen hatte der Arzt angeordnet, dass vor unserem Hause auf der Straße Stroh gelegt werden sollte. Das fiel allen Leuten auf und ich wurde Stadtgespräch. Daraufhin erschienen Zeitungsartikel. Es seien also immer noch Deutsche in Bombay; z. B. wohnhaft in der und der Straße; davon solle eine krank sein. Recht so, sie sei ja nur eine Hunnin, der man nichts Besseres wünschen könne. Albern, ein solches Aufsehen um eine Deutsche zu machen; das einzige, was für mich spreche, sei, dass mich der beste und bekannteste Arzt behandelt. Dass der sich dafür her gebe! Wir hätten überhaupt nichts mehr zu suchen in ihrem Lande, einsperren solle man uns oder repatriieren; wir hetzten doch nur unsere Diener gegen die Engländer auf, indem wir ihnen u. a. sagten, wenn die Deutschen erst die Herrschaft in Indien hätten, würden sie viel besser bezahlt werden und dergleichen mehr. So ähnlich hat das oftmals geklungen. Davon war natürlich gar keine Rede.

Wir wussten, dass Diener einer Bekannten von Zeit zu Zeit durch Polizisten über ihre deutsche Herrschaft ausgefragt wurden und hüteten uns etwas zu sagen; aber sie waren empört, dass man uns von unseren Männern getrennt internieren oder heimschicken wollte. Meine Diener wären alle für mich durchs Feuer gegangen, nur für den Kutsher will ich mich nicht verbürgen. Er erzählte, Polizisten hätten ihn aufgehetzt, wie

er wohl noch bei einer Deutschen fahren könne und dergleichen. Er kam sowieso bald fort, da ich Pferde und Wagen verkaufte oder besser gesagt verschleuderte. Am letzten Tage habe ich den Dienern gegenüber kein Blatt mehr vor den Mund genommen, was meine Kriegsansichten anbelangt. Händler kamen oft in unser Haus und zeigten ihre Ware. Sie wussten merkwürdigerweise gut vom Kriege Bescheid, konnten scheinbar auch zwischen den Zeilen der Zeitungen lesen. Wenn wir ganz dumm taten, erzählten sie allerlei Interessantes. Vom Falle Warschau z. B. wussten sie mindestens zehn Tage eher Bescheid als wir. Sie bewunderten die Deutschen sehr und hielten viel weniger von den Engländern, auch als Menschen. Doch mit der Bevölkerung an und für sich ist nichts zu wollen, was einen Aufstand anbelangt. Zunächst haben sie keine Waffen und zweitens sind sie schlapp; ein Fußtritt genügt unter Umständen, um einen zur Strecke zu bringen. Dieses gilt für das Volk um Bombay herum. Wesentlich anders schon ist es in Hyderabad in Bengalen und im hohen Norden Vorder-Indiens; aber auch hier mangelt es an Geld und Waffen. Trotz alledem haben die Rajahs, reiche Händler, und vor allen Dingen Mohammedaner ihr Scherflein ins Trockene gebracht. Beim Beginn des Krieges haben sie ihr ganzes Hab und Gut aus den Banken gezogen. Die Banken haben kein Stück mehr, aber die obengenannten sitzen auf ihren Geldsäcken und hüten sie selber.

Mit dem Brahmanen aus Matheran traf ich in Bombay noch einmal zusammen. Wir unterhielten uns über das eben erschienene Buch Sven Hedins: „With the German Armies in the West“, wovon auch mehrere Exemplare nach Nagar geschmuggelt worden sind, wo es einer immer mehreren zugleich vorliest. Er war gleich mir begeistert und meinte, England werde Indien sehr viele und sehr hohe Zugeständnisse machen müssen nach dem Kriege. Außerdem hatte er mit einem Official gesprochen, der ihn gefragt habe, wie er überhaupt noch die Deutschen schätzen könne, jeder Mensch habe sie jetzt zu hassen, worauf er ihm geantwortet habe: „How narrow minded you English people are; the war has nothing to do with personal hate. I have been in Germany, I love the country and I have met charming people, whom I shall always adore, whether there is war or not!“

Persönliche Urteile der Mohammedaner über den Krieg habe ich nicht gehört, kann nur erzählen, dass die Engländer sehr wenige interniert haben, aus Angst, dass es böse Folgen für sie haben könnte. Überwacht werden sie natürlich alle auf das Genaueste. Unsere Nachbarn waren Perser. Sie waren immer sehr zuvorkommend und hilfsbereit gegen uns während der ganzen Zeit, luden uns auch ab und zu ein, was uns nicht sehr angenehm war, da wir uns weder revanchieren konnten noch wollten. Ich mag dem Hausherrn Unrecht tun, aber ich traute ihm nicht recht. Auch stellte er mir verfänglich erscheinende Fragen und ich habe mir immer sehr wohl überlegt, was ich antwortete. Wir kannten alle die unbedingt erste Perser-Familie im Bombay beim Namen und vom Ansehen. Als nun der Befehl kam, dass wir deutschen Frauen interniert werden sollten, fährt ein Auto vor das Haus von Freunden. Heraus steigt besagter Perser, entschuldigt sich ob seines Besuches und sagt, es läge ihn daran, dass wir wüssten, wie sehr er mit uns und unserem Volke sympathisiere, und wie empört er in jeder Beziehung über die Handlungsweise der Engländer sei. Die Internierungen der deutschen Frauen, von unseren Männern getrennt, setze allem die Krone auf. Seine Schwester nahm Klavier-Stunden bei einer uns bekannten Österreicherin. Dieselbe war nicht nur als Lehrerin, sondern auch als Freundin eine gern gesehene Kraft in dem Perserhause. Sie malte uns ihr Erstaunen aus, als sie zum ersten Male in das Zimmer des Fräuleins gekommen war. Ein großes Bild des deutschen Kaisers mit einer Blumengirlande habe sie begrüßt, darunter auf einen Tisch ein kleines Bild unseres Herrschers, viele Blumen und eine Autobiografie Kaiser Wilhelms II., mit einigen geschriebenen Randbemerkungen, wie: „He is bigger than Napoleon. I adore him!“ Und dergleichen mehr. So fühlte man allerwärts, wenn es auch zu keinen Aufständen kam, Sympathie für Deutschland heraus. Die Schlimmsten sind die Mischlinge in dieser Zeit. Sonst weder Fisch noch Fleisch, fühlen sie sich jetzt endlich einmal gleichberechtigt, nämlich als Patrioten; was natürlich von den Engländern mit Jubel begrüßt wird. Mit den Briten selbst kommen wir gesellschaftlich überhaupt nicht mehr zusammen. Einige wenige besuchten uns einzelne Male, sich mehr oder weniger pro forma erkundigend, ob sie etwas für uns tun könnten. Viele aber kannten uns gar nicht mehr, grüßten nicht

einmal. Die Schweizer benahmen sich auch nicht gänzlich einwandfrei gegen uns, bis auf eine Dame, die es nicht verschmähte sich in unserem Hause zu zeigen oder mit uns spazieren zu fahren. Die Männer wurden alle Volontiers. Die Engländer wollten sie zunächst gar nicht, aber sie haben solange um die Ehre gebettelt, bis sie zugelassen wurden, was ihnen von den Deutschen sehr verdacht wurde; denn für jeden Volontier können die Engländer einen anderen Mann an die Front stellen, somit verhalten sich die Schweizer in Indien nicht absolut neutral. Aus der deutschen Schweiz kommen übrigens keine Zeitungen für sie durch, nur aus der französischen. Was nun die Times of India sowie die anderen Zeitungen drüben anbelangt, so möchte ich an dieser Stelle noch etwas darüber sagen. „Erreicht haben wir Deutschen noch keinen Deut. Vorgegangen sind wir noch nie!“ Der Russian Steamroller war gleich anfänglich beinahe in Berlin. „German run like hares.“ Zogen sich unsere Feinde zurück, so geschah es natürlich nur aus strategischen Gründen. Dabei kommt mir ein in Nagar entstandener nach Chimboratzik verfasster Reim in den Sinn:

*Heute große Schlacht gestartet,
morgen großer Sieg erwartet!*

*Übermorgen laufen sie,
mit Rücksicht auf das Strategie.
(Überschrift: Feinde unsrige)*

Doch wozu viele Worte über die Lügereien machen, sie sind ja die gleichen wie in den europäischen Zeitungen unserer Feinde. Gab es nichts Neues, so wussten wir, es bereitete sich etwas vor. Wurde wahnsinnig gehetzt, hatten wir wieder Kinder gemordet, Mädchen verführt und, weiß Gott, was sonst für Gräueltaten vollbracht, so war sicher ein deutscher Sieg zu erwarten. So lernten wir in und zwischen den Zeilen die Wahrheit erkennen. Die Eingeborenen durchschauen die Zeitungen auch zum Teil, nur die Engländer schwören auf jedes Wort, was darin stand. Nur ganz, ganz vereinzelt hörte ich sie die Zeitung: „The Daily Liar“ nennen. Wurden die Deutschen und deren Taten auch immer heruntergeputzt, entstellt und besudelt, einen Erfolg gaben die Engländer unumwunden zu - den der Emden. Ärgerten sie sich auch über jedes von ihr versenkte Schiff, so imponierte sie ihnen doch gewaltig, immer wieder hörte man sie sagen: „She’s a sport, she’s a sport!“ Angst hatten

sie auch vor ihr. Als die Emden die Öllager in Madras beschoss, wurde sie auch in Bombay erwartet. Alle Hafenerleuchter, Scheinwerfer, Leuchten waren gelöscht und die Engländer erinnerten sich eines Ausspruchs vom Gouverneur, als der Kronprinz vor einigen Jahren mit der Gneisenau dort war, und sie die Stärke des Schiffs im Vergleich zu der geringen Befestigung Bombays sahen und zitterten. Damals sagte der Gouverneur: „Bombay is at the mercy of the Gneisenau.“ Fieberhaft wurden Regimenter an die Befestigungen gebracht. Munitionen und Türme von Sandsäcken herbeigeführt. Wir haben auch gute Gründe zu glauben, dass allerlei Minen gelegt worden sind, wir beobachteten, dass die Truppen-Schiffe und die nach Karachi fahrenden Dampfer einen ganz anderen Kurs nahmen als zu Friedenszeiten.

Briefe aus der Heimat waren während der Kriegszeit eine Seltenheit und wurden infolgedessen bei uns als Gemeingut betrachtet; sie wanderten von einer zu anderen. Wir vermuteten in jedem Wort eine andere Meinung und haben dadurch allerlei über den wahren Stand der Dinge erfahren, besonders bei über Amerika geschickten Briefen.

Mit den deutschen Firmen verhielt es sich so: Nachdem alle Militärpflichtigen interniert waren, war fast in jedem Geschäft ein Neutraler, Naturalisierter, ein ca. 50er oder ein guter Perser, dem Prokura erteilt wurde und der das Geschäft weiterführte. Ende November 1914 hieß es plötzlich, an Frauen solle das Gehalt des Mannes nicht weiter ausbezahlt werden. Durch Zufall erfuhren wir davon, ehe die Tatsache veröffentlicht wurde, und handelten dementsprechend. Bekamen dann auch positiv keinen Pfennig während der Monate Dezember, Januar, Februar und März, wonach den Verheirateten 2/3 des Gehaltes weiter ausbezahlt wurde bis zum August 1915, wo jeder Auszahlung ein für allemal aufhörte. Ein zweiter unerwarteter Schlag kam in den ersten Monaten des Jahres 1915, als es hieß, Firmen seien bis zum 15. August 1915 zu liquidieren. Geld hatte man ja sofort nach Ausbruch des Krieges nicht mehr nach der Deutschland schicken können; nun durften auch keinerlei neue Kontrakte geschlossen werden. Ja, die alten Kontrakte wurden sogar angezweifelt und bei unserer Firma ist es vorgekommen, dass der allgemeine Oberliquidator der deutschen Firmen, ein Engländer, einen alten, als richtig befunde-

nen Kontrakt einfach nahm und durchriss. Die englische Regierung ließ die Geschäfte zum Teil durch deren Prokuristen liquidieren, bei einigen wurde ein Engländer dafür von ihr eingesetzt. Was an Vorrat da war, wurde teuer verkauft, das Geld kam zunächst gut, nachher spärlicher herein. Am 15. August 1915 waren wirklich sämtliche deutschen Firmen geschlossen, bis auf vier, darunter unsere; diese erhielten die Erlaubnis, bis zum 15. November des Jahres weiter zu liquidieren, mussten aber ihren Kassenbestand der englischen Regierung ausliefern, was später herein kam, natürlich auch. Es hieß, nach dem Kriege werde alles wieder ausbezahlt. Das glaube, wer kann und mag. Ich habe kein Vertrauen zu den Engländern und sehe auch keine Möglichkeit darin, wenn sie das ganze Mobiliar der geschlossenen Büros verkaufen und die Bücher verbrennen. Schon im Juli 1915 wurde das ganze Inventar aufgenommen und geschätzt, danach durfte kein Stück mehr umgestellt werden. Damals gelang es mir noch eben vor Toresschluss die persönlichen Wertpapiere sowie die von anderen Herren der Firma zu holen. Aus deutschen Kontoren sind sie entwendet worden. Als ich am 15. November 1915 vom Bombay fortreiste, hörte ich als letztes, dass unsere sowie eine andere Firma weitere Erlaubnis zum Liquidieren bis zum 15. Januar 1916 erhalten habe. Nun ist es endgültig aus. Die Angestellten tun mir auch Leid. Sie bekommen schon seit langem nur ihr halbes Gehalt; einer nach dem anderen wird entlassen, bekommt sehr schwer eine Stelle wieder. Sie waren ja in einer deutschen Firma tätig, werden deshalb allerorts wie räudige Tiere fort gestoßen.

Den aus England kommenden frisch gebackenen Territorials, die so neu aussahen, als ob sie eben aus Schachteln entnommen wären, wurde ein großer Empfang bereitet in Bombay. Sie wurden mit Musik empfangen und die Stadt hatte geflaggt. Alle sangen! Jeder in seiner Tonart! Schauerlich anzuhören! Und jeder ging auch zu seinem ihm persönlich bequemen Tritt. Trotzdem die große Trommel dauernd den Takt schlug und in jeder zweiten, dritten Reihe ein Unteroffizier „Left – right! Left – right!“ dirigierte, trippelte und stelte alles durcheinander, was einen unglaublich komischen Eindruck machte. Desgleichen ihre Aufstellung. Groß und klein, dick und dünn, jung und alt, wie es traf, zusammen gestoppelt.

Wir haben uns weidlich über sie belustigt und später auch oft über sie geärgert, wenn sie zu achten betrunken in einem Wagen lagen und lallten oder dem Kutscher die Zügel fortgerissen hatten und im wildesten Galopp auf dem Asphalt kreuz und quer durch die auseinander stiebenden Kinder fuhren. Manch ein kräftiges „Gott strafe England!“ ist ihnen da von uns nachgerufen worden. Auch nachts zogen oft kleine Truppen johlend und lärmend durch die Straßen. Es waren ja Territorials, die durften sich so etwas erlauben. Von uns wurden sie höhnisch „England's last hope“ betitelt; und mit Stolz und Genugtuung dachten wir an unsere deutsche Disziplin und unsere lieben, tapferen deutschen Soldaten, bei denen so etwas nicht vorkommen kann. Sehr witzig wirkten auch die neuesten Volontiers. Sie übten in aufgekrempelten Hemdsärmeln. Dabei sah man jede gewünschte Schattierungen der Haut, vom hellsten Weiß bis zu dunkelsten Braun. Alles war herzlich willkommen.

Die verhältnismäßig wenigen Inder, die überhaupt vom Kriegsschauplatz zurückkehrten und verwundet waren, wurden wie Fürsten behandelt. Die extra für sie erbauten und eingerichteten Hospitäler waren mit allem möglichen Pomp versehen. Die Rajahs schickten Berge von Geld für ihre Versorgung und Verpflegung, außerdem erhalten sie von nun an lebenslängliche Pension. Verzogen werden sie von allen Seiten. Kurzum, „they are having the time of their life“, wie der Engländer sagt. Für die zurückkommenden britischen Mannschaften und Offiziere wird lange nicht so gut gesorgt. Ein mir bekannter Schweizer, von dem ich ab und an einen selbst erlegten Sonntagsbraten geschickt bekam, war ein leidenschaftlicher Pantherjäger. Eines Tages hatte er Unglück. Der Panther erlag nicht sofort zu seiner Wunde und ging auf ihn los. Es entspann sich ein furchtbarer Zweikampf. Er endete mit dem Tode des Tieres und entsetzlichen Hieb- und Kratzwunden bei dem Schweizer, dem es noch eben vor seinem Zusammenbruch möglich war, seine Wunden mit einer auf Jagd stets mitgeführten Lösung zu desinfizieren; ganz dürfte dieses wohl nicht gelungen sein, denn er ist daraufhin verschiedentlich operiert worden und ist wochenlang im Hospital gewesen. Im Nebenbett lag ein englischer Offizier, der vom persischen Golf zurückkam. Ihm war das Rückgrat durchschossen und er wird

wohl zeitlebens ein Krüppel bleiben und das Bett hüten müssen. Der Schweizer bedauerte diesen jungen Menschen sehr, sie unterhielten sich täglich miteinander und er ließ dem Unglücklichen manchmal Obst und Blumen zukommen. Eines Tages kam ein deutscher Pater, der damals noch im Bombay verweilen durfte, in das Krankenhaus. Er kannte den Schweizer und sprach ein paar Worte mit ihm. Kurze Zeit darauf, als der Schweizer das Hospital als Genesener verließ, wurde er unter dem Portal arretiert und zur Wache geführt. Der englische Offizier, vom Schweizer so sehr bemitleidet, hatte im Eifer des Gespräches vielleicht mehr über die englischen Stellungen am persischen Golf gesagt, als ihm später gut dünkte. Als er seinen Nachbarn deutsch sprechen hörte mit dem Pater, erfasste ihn die Angst und er denunzierte ihn bei der Polizei als deutschen Spion. Mit großer Mühe gelang es dem Schweizer Konsul den Herrn wieder frei zu bekommen, doch hat man ihn tatsächlich gezwungen, mit dem nächsten Dampfer in seine Heimat zu fahren und ihm erklärt, dass er erst nach dem Kriege nach Indien zurückkehren dürfe.

Well furnished Barracks in Belgaum

Uns Frauen in Bombay war seit mindestens einem Jahre bei jeder Gelegenheit nahe gelegt worden, ob es nicht für uns vielleicht besser sei, freiwillig nach Belgaum zu gehen, des guten Klimas, der Billigkeit und unserer eigenen Sicherheit wegen. In Bezug auf dieses auffällige Anerbieten nahmen wir, d. h. etwa zehn untereinander bekannte Damen mit Recht an, dass die Engländer lieber gesagt hätten, die Frauen sind aus freien Stücken in das Lager von Belgaum gegangen, als, wir haben sie dazu gezwungen. Wir nahmen uns vor, solange wir noch einen Pfennig zu verzehren hätten, in Bombay zu bleiben. Denn wer ginge wohl freiwillig in die Gefangenschaft? Und Geld hätten wir, so viel wir wollten, haben können von den Native-Händlern unserer Firmen. Sie hatten es uns alle angeboten. So blieben wir, trotz der in den Zeitungen gegen uns persönlich gerichteten Mord- und Brandartikel - bis am 30. Oktober der Befehl an jede Einzelne von uns erging, noch in der ersten Wochen des November 1915 nach Belgaum zu reisen. Ich war sehr krank gewesen, hatte dazumal noch eine Pflegerin und war unfähig zu jeder Anstrengung.

Deshalb wurde mir allein erlaubt, bis zum 15. November in Bombay zu bleiben, zumal ich auf ärztliches Anraten eingekommen war, schon mit dem ersten Schub nach Deutschland gebracht zu werden, was auch zugestanden wurde. So bin ich also nicht eingesperrt gewesen. Doch erhielt ich einen geschmuggelten Brief meiner Freundin, dessen Inhalt mir eine zweite Dame bestätigte, die vier Tage in Belgaum war, um dann auch als Ausnahme mit dem ersten Dampfer heim zu fahren. Demnach ist es folgendermaßen zugegangen:

Die Reise nach Belgaum machten die Damen auf Regierungskosten in erster Klasse und sie verlief ganz angenehm. In Belgaum mussten alle Damen einem Nativen, den man sonst nicht einmal eines Blickes würdigen würde, ihr Ehrenwort geben, während des Krieges nichts gegen die Engländer zu unternehmen. Ein Ablehnen hätte die Abführung in eine Zelle zur Folge gehabt. Dann wurden sie in die in der Times of India als „well furnished“ gepriesenen Baracken geführt. Die Tür geht auf: ein großer schmutzige Raum, Spinnengewebe überall! Darin ein kleiner wackliger Tisch und ein Stuhl, auf den sich eine Dame ganz erschöpft niederlässt, um damit zusammenzuberechnen! Alle sind sprachlos und sehen sich entgeistert an, worauf eine die Frage zu tun wagt: „Und Betten?“ Antwort: „Die kommen später!“ Sie sehen sich nun das Badezimmer an, in dem, sage und schreibe, nur eine leere Milch-Kiste steht, und setzen sich dann auf ihre Koffer. Abends spät erscheinen Eisenpritschen und Strohsäcke. „Unsere Soldaten haben es auch nicht besser, und die Hauptsache ist, dass es den Unseren zu Hause gut geht!“ Dieser Satz hat bewirkt, dass man sich wie in diese, so auch in viele, viele andere Lagen hineinfand. Anderen Tages sind dann die Damen in den Basar gefahren und haben sich für teures Geld Stühle, Waschtische, Schreibtische, Gardinen usw. gekauft. Mit ein paar Decken, Vasen und Gardinen versteht es eine deutsche Frau leicht, ein Zimmer wohnlich zu machen. Und so haben sich diese Damen auch einfach und nett eingerichtet, haben sogar den Raum durch Bambusmatten abgeteilt, so dass eine jede zwei Zimmer für sich hat. Sie essen die Government-Kost, die bis auf das Mittagessen ganz genießbar ist. Letzteres lassen sie sich von einem eigens gemieteten Koch herstellen, in dessen Kosten und Ausgaben

sie sich teilen. Belgium hat gesundes Klima, ist hübsch gelegen und die Damen können angenehme, wenn auch nur kurze Spaziergänge machen. Die schon im Anfang eines Krieges dorthin geschickten Frauen – auch aus Ostafrika sind viele dort – haben eine Schule und einen Kindergarten eingerichtet. Beide werden von den deutschen Kindern fleißig besucht.

Heimreise auf der „Golconda“

Am 11. November 1915 erhielt ich früh morgens den Bescheid, meine Reise mit dem ersten Rückwanderer-Schiff sei genehmigt, ich habe am 15. früh nach Kalkutta zu fahren, und mich, dort angekommen, sofort aufs Schiff zu begeben, das voraussichtlich noch am 17. fahren werde. Diese Nachricht kam doch sehr überraschend, denn ich hatte schon alle Reisehoffnung aufgegeben. Zunächst musste ich meine Kinder von Matheran telegrafisch herbeistellen und dieselben dann noch einzelnen für den Pass fotografieren lassen. Dabei erfuhr ich folgende kleine Genugtuung. Der Fotograf, ein Perser, redete mich zu meinem Erstaunen auf Deutsch an und erzählte mir: „Nach allem, was jetzt vorgegangen ist, hasse ich die Deutschen natürlich, aber ich habe drei Jahre in Heidelberg studiert, das war eine herrliche Zeit.“ Ich erlaubte mir etwas spöttisch zu sagen, es sei doch eigenartig, dass er nicht nach seiner Heimat England gegangen sei (die in Indien eingewanderten Perser reden immer von England als ihrem Lande), was ihn denn nach Deutschland getrieben hätte? Nach einer Verlegenheitspause erwiderte er, was ich nur hatte hören wollen: „Nun, Deutschland war schon immer seiner hervorragenden wissenschaftlichen Schulen und Universitäten wegen bekannt und allen anderen Staaten darin weit überlegen!“

Als ich am 12. auf der Polizei war, bat ich den Kommissar, einen ganz besonders netten, taktvollen und zuvorkommenden Engländer, dem sein Amt uns Deutschen gegenüber äußerst unangenehm war, da er eine der wenigen war, der keine Krämerseele hatte, mir doch einmal ehrlich zu sagen, warum wir deutschen Frauen jetzt auch interniert beziehungsweise repatriiert würden. Er antwortete mir, ich hätte doch wohl vor einiger Zeit in der Zeitung gelesen, was sich eine Deutsche im Kalkutta-Basar erlaubt habe. Sie hatte für ca. 50 Rupees Waren gekauft und zahlte mit einer engli-

schen Fünf-Pfund-Note; darauf verließ sie den Laden. Der Verkäufer stürzte hinter ihr her und fragte, ob sie denn kein Geld wieder heraus haben wolle, worauf sie achselzuckend sagte: „Behalten Sie nur den Wisch, in einigen Monaten ist er keinen Pfifferling mehr wert.“ Dann steigt sie in ihren Wagen und fährt fort. Die Verblüfften erzählten den Herumgehenden und -stehenden, was passiert ist, es läuft ein enormer Volkshaufen zusammen und der ganze Basar ist für Tage in die größte Aufregung versetzt, und Ruhe und Besänftigung ist nur mit Mühe durch die Engländer wiederherzustellen. „Sehen Sie,“ sagte der Kommissar, „diese Tat imponiert mir über alle Maßen und ihr deutschen Frauen kommt fort, weil wir Engländer euch genauso viel zutrauen wie euren Männern!“ Ich erklärte ihm, dass ich seinen Ausspruch als großes Kompliment auffasse, und er wiederholte, dass das Gesagte seine Überzeugung sei. Daraufhin zog ich Erkundigungen ein über das auf die Golconda mitzunehmende Gepäck, als er mich fragte, was ich mit meinen Möbeln gemacht hatte. Ich antwortete ihm, in dem und dem Geschäft untergestellt, woraufhin er sich abwendete und zu sich selbst sprechend sagte: „I wonder if they are safe.“ Dann laut zu mir gewendet: „Why not sell?“ Ich stutze etwas und erklärte ihm dann, warum ich sie behalten wolle, und die Angelegenheit wurde nicht weiter berührt. Wieder im Hotel zurück, mein Haushalt war seit dem 28. Oktober 1915 aufgelöst, ließ sich mir ein Deutscher melden, der für vier Tage Urlaub von Ahmednagar hatte, wegen eines geschäftlichen Prozesses in Bombay, bei dem seine Anwesenheit absolut notwendig war. Seine erste Frage war: „Wo haben Sie Ihre Möbel?“ Auf meine Gegenfrage: „Wieso?“ Erzählte er mir, dass er soeben vom Government käme, wo er die Bekanntmachung für den nächsten Donnerstag gelesen hätte. Darin stünde, dass das Government alles Privateigentum der Deutschen in Beschlag nehmen werde, und fuhr fort, dass ich sofort verkaufen müsse. Ich war außer mir, an wen sollte ich in zwei Tagen meine Sachen verkaufen? Dazu kam noch, dass ich von dem Möbelhändler, bei dem die Sachen untergestellt waren, keinerlei Beglaubigung bekommen hatte, desgleichen auch nicht die Versicherungspolice, die er hatte besorgen wollen und um deretwegen ich schon dreimal zu ihm geschickt hatte. An eben diesem Tage ließ er mich wissen, dass er

meine Sachen nicht zu behalten gedenke, es sei denn, dass ich einen schriftlichen Erlaubnisschein vom Kontrolleur vorzeige, dass dem nichts im Wege stehe. Der hatte also auch Lunte gerochen von der neuen Verordnung. Ich telefonierte sofort an unsere Firma und ließ mir die drei Vertrauensmänner kommen, die die Firma in Bombay mitgegründet hatten und jetzt mit dem Auflösen derselben betraut waren. Es sind Perser, gute Geschäftsleute, uns treu ergeben, außerdem sehr deutschfreundlich, wie die meisten Männer, die eine solche Stellung einnahmen. Binnen einer halben Stunde waren sie bei mir und wir kamen darin überein, dass mir einer derselben meine Sachen pro forma abkaufen solle. Vorsichtig geworden, ließ ich mich noch einmal beim Polizeikommissar melden, erklärte ihm, dass ich zufälliger Weise ein sehr gutes Angebot für meine Möbel erhalten habe und wohl Lust hätte, sie zu verkaufen. Er möge doch so freundlich sein und mir die Erlaubnis des Verkaufens schriftlich geben. Ich erhielt das Schreiben sofort und noch am selben Tage wanderten nach dem Vorzeigen meines Scheines die Möbel vom Händler zu der halbleer stehenden Wohnung des Persers, der mir die nötigen Papiere ob dieses Vertrages aushändigte. Ich war noch ganz benommen von allem, was auf mich herein stürzte, als sich die Tür auftat und drei meiner Freundinnen aus Belgauum erschienen (sie waren gerade vier Tage dort gewesen). Sie fuhren also auch mit der Golconda heim.

Am 15. gingen wir alle zusammen zum Bahnhof, wo wir zu unserer unangenehmen Überraschung nicht nur den Geheimpolizisten nebst zwei Assistenten vorfanden, die uns bis nach Kalkutta geleiten würden, sondern noch an die 20 Prostituierte aus Österreich, Polen und Galizien, an deren Spitze wir unserer Reise antraten. Kein Wunder, dass wir Bombay-Auswanderer-Frauen nachher in der Zeitung beschrieben wurden als: „Rather a mixed lot.“ Meine drei Freundinnen kamen samt ihren Kindern in ein Erste-Klasse-Coupe. Meine beiden Mädels, die Ajah, für die ich bezahlte, und ich mit einer Engländerin zusammen in ein anderes erster Klasse. Die Dirnen wurden 2. Klasse befördert. Alles auf Kosten der Regierung, auch was das Gepäck anbelangt. Nur die Mahlzeiten während der 46-stündigen Fahrt mussten wir selbst bestreiten. Der Polizeikommissar kam noch an die Bahn, um uns

Adieu zu sagen, er versicherte mir immer wieder, wie leid es ihm täte, dass alles so gekommen wäre und bat, mich doch nach dem Kriege ja an ihn zu wenden, falls ich auf irgendwelche Schwierigkeiten betreffs meiner Sachen stoßen würde. Er würde stets gerne bereit sein, mir zu helfen.

Und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Ich dachte gar nicht daran, mich mit meiner Reisegefährtin zu unterhalten. Meine Kleine war jedoch anderer Meinung und durch sie wurde auch ich ins Gespräch gezogen mit meinem Gegenüber, das mich bis auf weiteres für eine Engländerin hielt. Einige Stunden später stieg eine Amerikanerin ein, unverkennbar an der Sprache. Sie redete sehr laut und unaufhörlich, war Ärztin und zweifellos Frauenrechtlerin und gewohnt öffentliche Reden zuhalten. Sie fand bald heraus, dass ich eine Deutsche war, und es entspann sich nun ein lebhaftes Wortgefecht über den Krieg. Wie es uns Deutschen immer geht, so hatte auch ich hier gegen eine Übermacht zu kämpfen. Die Engländerin zählte zu den fanatischen Damen, wie man sie oft trifft. Sie begnügte sich mit einigen Zeitungsweisheiten, gelegentlichem höhnischen Achselzucken, kleinen, giftigen Stichen für mich und großer Bewunderung für die Amerikanerin, deren Ansicht sie stets zu teilen vorgab und der sie für jedes antideutsche Wort die Hand drückte und sich bedankte, was höchst albern wirkte. Ein viel gefährlicherer Gegner war die Amerikanerin. Sie war klug, alles, was sie sagte, hatte Hand und Fuß, und dann diese unglaubliche Redegewandtheit. Sie schrie im wahren Sinne des Wortes alles nieder. Verschmaufte sie ab und an einmal, ergriff ich das Wort und versuchte mit beredter Zunge die Sachlage von meinem deutschen Standpunkte aus klarzulegen. Ich hätte aber ebenso gut tauben Ohren predigen können. Nein, was habe ich alles hören müssen! In der Hauptsache drehte es sich natürlich darum, wer den Krieg auf dem Gewissen habe, und dann kam die Lusitania auf's Tapet. Auch war sie empört über das in Amerika gesammelte und nach der Heimat geschickte Geld seitens der Deutschen und nie werde ich vergessen, wie sie vor mir stand und brüllte: „...and they eat our bread and our butter, and they are spies, all spies!“ Plötzlich rettete mich der sich stets bei mir bahnbrechende Humor. Die Situation kam mir auf einmal nur komisch vor. In die Ecke gedrückt die eingeschüchterten

Kinder, dabei die Ajah mit vor Angst weit aufgerissenen Augen, sprungbereit, ihrer Herrin zu Hilfe zu eilen, falls etwas passieren sollte. Gegenüber die höhnisch gierende Engländerin und vor mir die mit den Armen fuchtelnde, Gift und Galle spuckende Amerikanerin, vor Wut und Aufregung blau-rot im Gesicht. Wie gesagt, das alles überwältigte mich plötzlich so, dass ich in ein schallendes Gelächter ausbrach. Und was Worte nicht vermochten, mein Lachen tat es. Sie waren auf der Stelle still und sahen mich entgeistert an. Vielleicht haben sie mich für verrückt gehalten, aber das schadet nichts. Auf jeden Fall wurde von nun an nicht mehr politisiert. Die Beiden besahen sich nun noch zusammen ein amerikanisches Witzblatt und freuten sich über die englisch-freundlichen Geistesblitze. Bevor die Amerikanerin ausstieg, händigte sie mir das Blatt aus, sich entschuldigend, dass allerlei herausgeschnitten sei, aber in diesem Zustande erhalte sie jetzt alle ihre Zeitschriften. Das lässt also darauf schließen, dass die Blätter ursprünglich auch prodeutsche Geschichten und Witze enthielten. Die Engländerin erreichte am nächsten Morgen das Ziel ihrer Reise. Von da ab hatte ich das Coupe ganz für mich. Beim Mittagessen im Speisewagen erzählte mir der Geheimpolizist, dass er meine Dreijährige beinahe verhaftet hätte in Matheran. Er sei dort im Walde spazieren gegangen, als sie ihm entgegengekommen sei, laut singend: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Am nächsten Morgen kamen wir etwas übernachtigt und zerrüttelt in Kalkutta an, wo mich der Chef unserer dortigen Hauptfirma mit seiner Frau begrüßte. Sein Vater war naturalisierter Engländer, er selbst drüben geboren, somit Engländer, aber teilweise in Deutschland erzogen und sich in jeder Beziehung als Deutscher fühlend. Bei seiner Frau lagen die Verhältnisse ähnlich. Beide machten einen sehr betrübten Eindruck und ich erfuhr, dass sie ihres Lebens nicht sicher seien. Nicht als Voll-Engländer angesehen, vermute jeder in ihnen Spione, von allen Seiten werde Ihnen auf die Finger gesehen, und sie trauten sich kaum den Mund auf zu tun. Auch ein beneidenswerter Zustand! Vom Kalkutta-Bahnhof aus kamen wir auf einen Hugly-Tender, dgl. alles Gepäck. Für den Transport desselben war absolut nicht vorgesorgt. Die Straße am Fluss entlang war sehr schlammig und un-

sere Sachen befanden sich nachher in einem unglaublichen Zustand. Jedes einzelne Stück war scheinbar erst in den Schmutz geworfen worden. Hier auf dem Tender wurde unser aller Gepäck revidiert. Mir fiel auf, dass dabei dasjenige der Dirnen besonders scharf aufs Korn genommen wurde. Bei ihnen war die Untersuchung mehr als gründlich. Bei mir stürzte man sich auf meinen Schmuckkasten, entnahm ihm jedes einzelne Stück, behauptete ich habe zuviel und gab ihn mir nur nach langem Hin und Her zurück. Ich aber wurde vorsichtiger, besonders nach dem es hieß, die Golconda fahre zunächst nach London, wo wir eine noch schärfere Revision erwarteten. Im Lauf der Reise vernähte ich daher alles, was Geldwert hatte, in verschiedene Tierpielzeuge meiner Kleinen, die ich zur gegebenen Zeit ganz offenkundig oben in meine Handtasche legte - und trotz sechsfacher Untersuchung triumphierend mit in die Heimat brachte. Den meisten Frauen waren alle Schmucksachen schon in den Konzentrationslagern oder aber in der Station, wo sie herkamen, entwendet worden. Den Missionaren hatten sie sogar die Trauringe vom Finger nehmen wollen. Auf dem kleinen Dampfer war ein Deutsch-Schweitzer, dem es erlaubt vor, eine Dame auf der Golconda zu sprechen. Ich kannte ihn von meinem früheren Aufenthalt in Kalkutta her, und er sagte zu mir: „Gnädige Frau sehen Sie zuversichtlich in die Welt, ich versichere Sie, dass ich noch nie so viel Tränen habe weinen sehen, als auf der Golconda. Die Art und Weise, wie sie alle untergebracht sind, ist aber auch alles andere als schön und nett.“ Ich hatte noch Government's gedruckte Aussagen im Ohr, die mir der Bombay-Polizeikommissar vorgelesen hatte und die ungefähr so lautete: „Alle deutschen Frauen werden erster Klasse und standesgemäß in die Heimat befördert und mit Frauen aus der gleichen Gesellschaftsklasse in Kabinen untergebracht usw.“ Außerdem hatte der Kommissar mir auch versprochen, dass, wenn ich von Bombay fort käme, er persönlich dafür Sorge tragen wolle, dass ich vielleicht eine Kabine für mich und die Kinder allein haben sollte. Ich glaubte daher, auf eine Kabine erster Klasse rechnen zu dürfen, ohne jedoch dabei in Erwägung gezogen zu haben, dass meine Reise von Simla aus angeordnet war, wo man mich nicht kannte und ich außerdem sozusagen Lückenbüßer spielte, indem ich erst im letzten Augenblick, als

irgendjemand krank wurde oder sonst wie nicht reisen konnte, eingeschoben wurde. Deshalb antwortete ich dem Herrn, ich könne mir zwar denken, dass wir nicht wie Fürsten untergebracht würden, aber es werde schon nicht so schlimm sein. Es war aber doch schlimm. Als erstes wurde mir mitgeteilt, dass ich trotz meines ärztlichen Attestes meine Ajah nicht bis England mitnehmen können, da kein Platz für sie an Bord sei. Das war für mich ein tüchtiger Schlag, denn ich war damals noch so schwach, dass ich mein Baby keine fünf Minuten tragen konnte, geschweige denn Treppen hätte hinaufbringen können, da ich meine beiden Hände selbst gebrauchte, um mich mühselig hinaufzuziehen. Der Schreck saß mir noch in den Gliedern, als ich eine lange, steile Holzleiter hinuntergeleitet wurde. Zunächst in eine Art Gepäckraum, zu meiner Kabine hin, die, sage und schreibe, im Zwischendeck des Vorderschiffes war. Ein Vorhang wurde beiseite geschoben und ich sehe zwei Männer, zwei Frauen und zwei Kinder in einem winzigen Zimmerchen mit acht Betten. Die Männer erheben sich bei meinem Eintritt und erklären mir, dass sie ihre Familien hier wohnen haben und infolgedessen häufig hereingekommen werden, wogegen ich hoffentlich nichts einzuwenden hätte. Eine der Frauen unterrichtete mich, welche Betten mir zur Verfügung stünden. Daraufhin wurde ich mit der Ajah alleingelassen. Ich war so überwältigt von alledem, dass ich mich auf ein kleines Holzbänkchen setzte und weinte. Wer hatte denn die erste Klassekabinen inne? Nachher stellte sich heraus, dass die Jesuiten und die katholischen Schwestern, sowie einige wenige, die es durch Konnektionen erreicht hatten, die Bevorzugten waren. Im übrigen hatten sie noch weniger Platz als wir, da anstatt der üblichen zwei Betten jetzt in jede Kabine noch vier weitere hinein gebaut waren. Immerhin hatten diese Kabinen natürlich die weitaus angenehmste Lage. Doch lernte ich mich mit der Zeit auch an meine gewöhnen, es war noch lange nicht die schlechteste; und die Leute, mit denen ich zusammen war, waren, wenn auch einfach, so doch taktvoll und hilfsbereit; es ließ sich gut mit ihnen auskommen. Zunächst aber fühlte ich mich doch sehr unbehaglich. Die Kinderfrau begriff auch nicht, wie ich in diese Umgebung kam und fragte ganz ängstlich, was denn dieses alles zu bedeuten habe. Darüber nachzudenken war keine Zeit, es hieß, sich um das Gepäck zu küm-

mern. Das war leichter gesagt als getan. Das Gedränge an Bord war unbeschreiblich und man konnte nirgends eine europäische Oberaufsicht bemerken. Was man zufällig von seinem Gepäck erwischte, konnte man einigermaßen dirigieren, alles andere wurde in den Laderaum geworfen; dünne Hutschachteln und schwerste Koffer, alles durcheinander, wie es gerade kam. Manch einer, der im Laufe der Reise in den Raum stieg, fand nur Trümmer seiner Sachen wieder. Die dicksten Kisten waren geborsten, der zerstreut herumliegende Inhalt zum größten Teil gebrauchsunfähig geworden. An Wasserschäden hatten wir etliche zu verzeichnen. Das Gepäck endlich besorgt, hieß es, eine Flasche für das Kind zu machen, wozu gekochtes Wasser nötig war - an und für sich etwas so leicht Erhältliches; auf dem Schiffe war ein erbitterter Kampf darum, während der ganzen Reise. Wer das gelbe, muddige Wasser gesehen hat, das selbst nach dem angeblichen Kochen unklar aussah, kann die Sorge verstehen, die wir Mütter hatten. Es hieß, der Satz sei Rost vom Tank und nicht gesundheits-schädlich. Vom wirklichen Aufkochen des Wassers durften wir uns selbst nicht überzeugen, selbst Bitten und Bestechung halfen nichts. Es war ein sich täglich mehrere Male wiederholender Kampf. Gott sei Dank hatten die meisten Mütter kondensierte Milch und sterilisierte Milch für die Kinder mitgenommen, obgleich es hieß, es sei unnötig - auf dem Schiffe sei alles zu bekommen. Das war keineswegs der Fall. Die Mahlzeiten der kleinen Kinder spotteten überhaupt aller Beschreibung. Sie bestanden fast ausschließlich aus ausgebranntem Porridge, trockenen Kartoffeln, trockenem Fleisch und heißem Curry. Zu trinken gab es blaue Wassermilch, schwarzen, bitteren Tee und schmutziges Wasser. Dank der beredten Fürsprache des Schweizer Herren, wurde es mir doch noch gestattet, die Ajah bis England mitzunehmen, eine immerhin große, große Hilfe für mich. Gegessen habe ich in den ersten Tagen kaum etwas, es gab so viel zu tun, dabei die stets zu erklimmenden Treppen für mich. Mir kam erst so recht zu Bewusstsein, wie schwach ich noch war, meine Beine trugen mich oft nicht mehr und ich sank um 7:30 abends wie ein Klotz ins Bett. Meine drei Freundinnen aus Bombay waren in derselben Weise untergebracht wie ich. Wir sahen uns zunächst nur von weitem irgendwo herum-schleichen, meist eine da Thermosflasche

oder eine Milchdose in der Hand. Die Blicke die wir uns zuwarfen, ließen uns unsere Gedanken erraten.

Am 18. November ging die Reise los. Wir brauchten vier gute Tage bis Madras. Erst einmal auf See, wurde alles etwas ruhiger. Ein jeder tat sein Bestes, sich einzuleben und sich zu gewöhnen. Wir von Bombay bildeten auf Deck eine Ecke mit unseren mitgebrachten Stühlen und suchten uns dann nachgerade auch einen Platz im sogenannten Speisesaal erster Klasse. Die See war leicht bewegt, trotzdem schaukelte unser Kasten sehr, woran man sich erst gewöhnen musste. In den ersten Tagen bestürmte jeder den Ersten Offizier. Auf ihn entlud sich der Unmut aller, jeder erwartete von ihm eine Besserung seiner persönlichen Lage. Der Mann, der natürlich gar nichts tun konnte, und nur die Befehle seine Regierung anerkennen musste, zeigte sich zunächst sehr kurz angebunden und hat viele mit seinen Antworten vor den Kopf gestoßen. Ich meine aber, man tut Unrecht, schlecht von ihm zu sprechen, denn er entpuppte sich als rührender Kinderfreund, und hat sich verschiedentlich als wohlwollender und taktvoller Mensch gezeigt. Er war streng im Dienst, ließ nicht mit sich spaßen und man hatte alles in allem das Gefühl, einen sehr tüchtigen Menschen vor sich zu haben. Von des Kapitäns Tun und Treiben merkte man nicht viel; er machte einen etwas nichtigen Eindruck, war still und gutmütig. Der Zweite Offizier war mir höchst unsympathisch; obgleich ich selbst nie mit ihm gesprochen habe, so beobachtete und überhörte ich doch manches Gespräch. Er besaß nicht die Spur von Takt und fuhr einem jeden der Passagiere über den Mund, der ihn um etwas fragte. Er stichelte, wo er nur konnte und seinem Hass gegen uns gab er stets Ausdruck. Die übrigen Offiziere und Maschinisten waren sehr nett. Zur Bewachung hatten wir auch einige Territorials, ca. 20 bis 30 Mann, an Bord, was sich zum Teil als ganz zweckmäßig erwies. So z. B. eben vor Ankunft, und auch im Hafen von Madras selber. Die ursprüngliche Native-Mannschaft der Golconda hatte bereits in Kalkutta von der bevorstehenden Einreise des Schiffes gehört und war fortgelaufen. So hatte im letzten Moment alles genommen werden müssen, dessen man hatte habhaft werden können. Der jetzigen Mannschaft schien auch nicht alles zu behagen. Sie forderten, in Madras an Land

gehen zu können, was nicht gestattet wurde, worauf sich die Schwarzen auf den Ersten Offizier stürzten, auf dessen Pfiff die Territorials mit geladenen Gewehren herbei eilten und wieder Ruhe herstellten, gleichzeitig alle Ausgänge des Schiffes bewachend. Passiert ist dabei nicht viel. Der Offizier hatte einen Biss im Finger aufzuweisen, ein Schwarzer seinerseits einen ausgestoßenen Zahn. Sehr angenehm war dieses Gefühl der Uneinigkeit unter der Mannschaft nicht für uns. Im Laufe der Reise passierten auch noch allerlei Disziplinlosigkeiten, die uns die Köpfe schütteln ließen.

Es war uns eine Genugtuung und interessierte uns sehr, den von der Emden zerschossenen Öltank zu sehen. Auch stürzten wir uns auf die Zeitungen, die von den hier an Bord kommenden Deutschen mitgebracht wurden. An Land durften wir leider nicht. Die Madras-Engländer hassten uns wie die Sünde ob der Emden, man sah es allen herumstehenden Polizisten an und die neu Angekommenen wussten uns viel davon zu erzählen. Auch jetzt sah die Golconda wieder manche Träne, die wir den Frauen gut nachempfinden konnten. Wir versuchten, sie zu trösten, was auch nach und nach gelang. Ändern konnten wir nichts und mussten uns, und zwar mit möglichst viel Würde, in das Unvermeidliche schicken. Es ging ja auch der geliebten Heimat zu, das raffte uns immer wieder auf. Jeder Tag brachte uns dem Ziele näher. War es uns zunächst angenehm, dass das Schiff wieder still stand, so freuten wir uns doch, als es wieder losging. Das Einladen, der Trubel, das Gedränge und Geschrei an Bord, wenn der Dampfer still lag, war doch grässlich.

Unser nächstes Ziel war Kapstadt – in ca. 24 Tagen zu erreichen. In Südindien ist der Monsun später als im Norden, wir bekamen noch die Ausläufer desselben mit. Die See war fast immer bewegt, wenn auch nicht stark. Viel ärger aber war der Regen. Denn wo sollten wir mit 625 Personen hin, wenn nicht auf Deck, wo in zwei Reihen hintereinander dicht an dicht die Stühle standen, zwischen beiden konnte sich gerade ein Mensch durchquetschen. Wie oft haben wir gedacht, bricht Feuer aus oder sonst etwas, so ist Rettung unmöglich. Wir waren eingepfercht wie die Heringe. 625 Passagiere, darunter 165 Kinder, auf einem Dampfer, der in Friedenszeiten 50 Personen erster und 50 Personen zweiter Klasse beförderte. Ein Zimmer stand uns nicht zur Verfügung,

wo wir uns hätten aufhalten können. Im Speisesaal wurde dauernd gedeckt, gespeist und wieder abgedeckt, da wir jede Mahlzeit in zwei Trupps nacheinander einnehmen mussten. In den Kabinen konnte man sich nicht rühren, da blieb nur noch ein winziges Durchgangszimmer, von dem aus die Treppen hinunter führten, es hatte an allen Seiten Türen und war entsetzlich zugig. In ihm stand auch das Klavier, das von morgens früh bis abends spät malträtiert wurde. Selten nur wurde wirklich gut darauf gespielt. Ganz schlimm war's, wenn der Kasten von einigen der Territorials bearbeitet wurde. Hier also stand man eingepfercht, wenn es regnete.

Fast niemand war bei diesem Wetter ohne Erkältung. Der Husten der Kinder vor allen Dingen spottete jeglicher Beschreibung. Nachts konnte man nicht schlafen wegen des fortwährenden Hustens. Durch die dünnen Bretterwände hörte man jeden Laut. Ein abgedankter englischer Militär-Arzt war zwar an Bord, hatte aber anscheinend wenig Medizin, denn selbst für die schlimmsten Erkältungen konnte man nichts bekommen.

Mein Mädels hatte es auch tüchtig gepackt, drei Tage hatte sie Fieber dabei und ich war in großer Sorge. Als die Temperatur wieder normal war und die Erkältung abnahm, legte sich das Baby mit Zahn-Fieber. Sie hatte sehr früh zu zähnen begonnen, immer etliche auf einmal bekommen und stets erhöhte Temperatur dabei gehabt. Jetzt aber war das Fieber sehr hoch, dazu stellte sich noch Durchfall ein. Beides hielt der Arzt für nichts Beunruhigendes. Medizin sei schädlich für Kinder, ich solle das Fieber nicht messen, dann rege ich mich nicht auf. Das Kind sehe blühend aus, ich solle mich darüber freuen. Dabei sah ich, wie das Kind von Tag zu Tag verfiel. Händeringend bat ich den Arzt täglich dreimal um Arznei. Ich erhielt nichts als eine Dosis Öl und den Bescheid, die Nahrung auf die Hälfte herab zu setzen. Am dritten Tage kam wirklich ein Zahn durch, doch schien auch noch ein Backenzahn ankommen zu wollen. Das Kind konnte gar keinen Schlaf finden. Am 5. Tage erhielt ich endlich etwas Brandy mit Wasser und Zucker vermischt. Die Blutzirkulation war auch schlecht. Die Nacht verlief zunächst unruhig, dann kam leichter Schlaf. Aber morgens erschrak ich über das Aussehen des Kindes. Ich stürzte zum Arzt, der mir nichts anderes sagte als: „I am afraid it will all be

over soon.“ Das Herzchen wollte nicht mehr, da half dann auch keine Kampfspritze. Mein kleiner Liebling verschied in meinen Armen. Mein gesundes, kräftiges Kind, während des Krieges geboren, im Gefangenenlager getauft, sollte seine deutsche Heimat nicht mehr erreichen. Noch am selben Tage wurde der kleine Leichnam in der Nähe von Mauritius ins Meer versenkt. Die Canvas-Hülle deckte als einziger Schmuck eine schwarz-weiß-rote Fahne. Das Schiff hielt und einer der Missionare hielt eine hübsche Ansprache und dann war alles vorbei. Über alles Nähere will ich schweigen, nur noch sagen, wie lieb meine Freundinnen zu mir waren, und dass mir der Kapitän erlaubte, die nächsten drei Tage auf seiner Brücke zu sitzen, wo es doch einigermaßen ruhig war. Dann ging's zurück ins Getriebe.

Zwei Tage vor Kapstadt wurde noch ein zweites Kind das Opfer der Reise. Nachts darauf gerieten wir in die Ausläufer eines starken Taifuns. Wir hatten Windstärke 9, das Ärgste dem unser Schiff gewachsen war. Es war ein Höllenlärm. Die ganzen Deckstühle segelten durcheinander und schlugen zum Teil kurz und klein. In der Kabine wanderte alles hin und her. Gläser und Karaffen fielen aus den Holzrahmen, Koffer rutschten und polterten, man hörte dauernd das Geklirr von fallendem Geschirr, kurz, es war ein Ächzen und Tosen sondergleichen. Der Kapitän erklärte mir, dass wir ärgerem Wetter nicht standhalten könnten. Wenn wir es vermuteten, müssten wir ihm durch Kurswechsel zu entkommen suchen, sonst würden die ganzen Aufbauten das Vorder- und Hinterdecks über Bord gespült werden. Eine sehr vertrauensvoll wirkende Mitteilung!

Am 12. Dezember morgens kamen wir eben vor Kapstadt in den dicksten Nebel. Das Nebelhorn ertönte alle Augenblicke, und schließlich stoppten wir ab, da man nicht wusste, wo wir uns befanden. Nach vier Stunden zerteilte sich der Nebel. Wir hatten uns doch etwas verfahren, denn wir wendeten kreuz und quer und liefen schließlich bei strahlendem Sonnenschein in Kapstadt ein, das entzückend am Fuße des Tafelbergs liegt. Hier lagen wir zwei Tage und zwei Nächte, fast dauernd Kohle einnehmend. Von uns durch einen Quai entfernt lag ein englisches Kriegsschiff, auf dem stets reges Leben herrschte. Am ersten Abend sollen die Offiziere desselben unser Schiff mit

Stinkbomben beworfen haben. Ich hatte schon geschlafen, als alle hustend und scheltend ihre Lagerstätten aufsuchten. Unser Erster Offizier hätte etwas verstört erklärt, es sei Curry-Pulver aufs Feuer gefallen. Allerdings nicht sehr glaubwürdig!

Wir hatten eine Engländerin an Bord, die Frau eines deutschen Konsuls. Ihre Mutter war in Kapstadt. Sie hatten sich einige Jahre nicht gesehen und versuchten jetzt von beiden Seiten die Erlaubnis einer Unterredung zu erhalten. Die wurde zwar nach langem Hin und Her gestattet, jedoch nicht etwa unter vier Augen, sondern die eine auf dem Schiffe, die andere auf dem Quai stehend. Jede zwischen zwei Soldaten positioniert. Von Bord durfte niemand, trotzdem der Schiffsarzt darum eingekommen war, uns wenigstens eine Stunde am Tage, wenn auch unter Bewachung, eine Straße auf- und abgehen zu lassen, da es der allgemeinen Gesundheit wegen absolut erforderlich sei. Nein! Die Behörden selbst hätten gar nichts dagegen, hätten von sich aus auch erlaubt, dass wir uns die Stadt besehen, aber sie hatten strikten Befehl von England her erhalten, es nicht zu gestatten. Hier erfuhren wir auch, dass wir nichts würden waschen lassen können bis ans Ende der Reise, also im ganzen acht Wochen, d. h. auf einem überfüllten, schmutzigen Schiff mehr als auf dem Lande, noch dazu wenn man sich sechs Wochen davon in der heißen Zone befindet. Bei uns Erwachsenen ging es noch, aber bei den Kindern! Wenn man noch wenigstens genügend Wasser bekommen hätte, um sich selber Sachen auswaschen zu können. Nach langem Betteln bekam man aber höchstens einen halben Liter kalten Wassers, was in den meisten Fällen nicht einmal zum Windelnwaschen der Babys genügte. Diese Zustände veranlassten die Offiziere Ladenverkäufer mit unzähligen Sachen an Bord kommen zu lassen. Was sie brachten, war meist Schund. Ich glaube, die Leute gehen von dem Standpunkt aus, dass für die Deutschen alles gut genug wäre. Dessen ungeachtet war alles unverschämt teuer. Was alles verkauft wurde, kann man nicht aufzählen, am meisten aber sicherlich warme Schals, da wir begannen, uns vor der ungewohnten Kälte zu fürchten, billige Gummikragen für die Herren und Stapel von Taschentüchern zum Wegwerfen nach dem Gebrauch.

Probeweise wurden hier sechs unserer Rettungsboote (davon wir hatten 15) heruntergelassen. Es beruhigte uns, zu sehen, dass sie schwimmen konnten. Das wieder Wieder-Hinaufwinden derselben hat uns sehr amüsiert. An einem Ende zog die Native-Mannschaft, an dem anderen zogen die Territorials, die jedes Mal den Kürzeren zogen, indem die von ihnen hinaufzuwindende Hälfte des Bootes viel später oben war als die der Schwarzen. Beim letzten Boot fassten übermütig noch ein paar Missionare mit an und verhalfen den Weißen zu einem schnellen Siege. Wir Passagiere haben herzlich darüber gelacht, die Engländer aber bissen sich ärgerlich auf die Lippen.

Sehr verdient machte sich der Erste Offizier. Er wusste, was uns Deutschen Weihnachten ist, und hatte für Geschenke der Kinder gesammelt. Es war eine beträchtliche Summe zusammengekommen, und da Frauen zum Einkauf der Geschenke nicht an Land durften, übernahm er als Junggeselle die Besorgung der Spielsachen für 165 Kinder. Wieder auf hoher See, Sankt Helena zu, feierten wir Weihnachten. Nachmittags fand eine kleine Kasper-Vorstellung für die Kinder statt, bei der man sich mehr für den guten Willen als die Tat erkenntlich zeigen musste. Auch führten die Tommies ein wunderbares, selbst fabriziertes Stück auf, bei dem sie selbst sich entschieden am besten amüsierten. Sie bekamen zur Anerkennung einige Zigaretten. Zum Dank dafür sangen sie abends mehr oder weniger betrunken ein Lied, dessen Chorus stets „The Germans are a bloody lot.“ lautete. Nach dem Abendessen der Kinder zogen dieselben zwei und zwei Weihnachtslieder singend um das ganze Deck. Einer der Missionare hielt eine kleine Ansprache, worauf der Weihnachtsmann erschien, in dem keines der Kinder den Ersten Offizier erkannte. Er sagte, was mir besonders gut gefiel, dass er von Deutschland komme, wo man ihm von dem Kommen der Kinder auf dem Schiffe erzählt habe. So habe er den langen Weg gemacht, um auch ihnen etwas zu bringen usw. Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen, ein schön geschmückter, strahlender Baum entzückte die Kinder und jedem einzelnen händigte der Weihnachtsmann die selbst eingekauften Geschenke aus. Wie fein er beobachtete und wie gut er die Kinder verstand, geht daraus hervor, dass fast jedes Kind seinen

Lieblingwunsch erfüllt sah. Außerdem gab es kleine Tüten mit Gebäck, Schokolade, Nüssen und Apfelsinen.

Das Essen war in den Weihnachtstagen auch erträglich. Nachher wieder genau so schauerhaft wie zum Anfang. Oxtail-Suppe mit Zwiebeln und Oxtail-Stew mit Zwiebeln, Tag für Tag. Vorher konnte man die Speisen schon auf dem Hinterdeck liegen sehen, schmutziges Wasser rieselte dazwischen und die Native-Köche und -Gehilfen liefen durch sie hin. Hammel hatten wir auch ca. 50 an Bord, sie standen neben der großen Gepäck-Luke, durch die wir die Luft in unsere Zwischendeck-Kabinen erhielten. Wie man sich denken kann, war die erhältliche Luft-Brise manchmal geradezu fürchterlich. Nach und nach wurden die Tiere dann vor unseren Augen geschlachtet und im abgefellten Zustand, ohne bedeckt zu werden, wahrscheinlich um appetitreich zu wirken, über das so genannte Promenadendeck zwischen den beiden Stuhlreihen spazieren geführt.

Was das schlechte Essen anbetrifft, so war das jedoch nicht Schuld der Regierung, sondern unseres Head-Stewards - einem ganz besonders unsympathischen, unverschämten und schmutzigen Menschen. Sah ich doch mit eigenen Augen, dass nicht nur die Gehilfen, sondern er selbst, uns Fleisch und Kartoffeln mit der Hand auf die Teller warf. Angeblich bekam der Mann pro Kopf 3 Schilling den Tag Verpflegungskosten für uns, dafür hätte man fürstlich essen können. Er hat also einen ganz gehörigen Profit dabei gemacht, was auch aus einer seiner Bemerkungen hervorging, dass er sich nämlich für die paar Wochen, die er England sein würde, ein Automobil anschaffen werde. Oxtail ist das billigste, was man auf dem indischen Markt erhalten kann. Ich weiß nicht, wie die Fische hießen, die wir die wir zu essen bekamen, habe sie aber gesehen, sie waren ca. einen Meter lang. In Bombay sah man die Kulis oft damit herumschleppen. Sie wurden aber nur von Natives gegessen.

Ich erwähnte bereits, dass wir vor Kapstadt eine Sturmnacht hatten, in der sehr viel Geschirr entzwei ging. Ersetzt wurde gar nichts. Am Schluss teilten sich 10 Personen ein Glas, 21 Personen eine Tasse - die meisten ohne Henkel. Eine der ungemütlichsten Zeiten war die Tee-Stunde, wo man oft mit Fünfen hintereinander „queue“ stand,

um eine Tasse, die man dann selbst in braunem Wasser ausspülte und mit einem schmutzigen Tischtuch abwischen durfte. In unserer Kabine, wo wir mit Achten hausten, war schließlich noch ein Zahnglas, was zu den verschiedenen Mahlzeiten noch auf den Esstisch gebracht wurde. Unzureichend waren auch die Bade-Verhältnisse; sehr unsympathisch war es uns, das Bad mit den Dirnen abwechselnd benutzen zu müssen. Diese Mädchen benahmen sich im Großen und Ganzen taktvoll und von uns sonderten sie sich nach Möglichkeit ab, doch lockten sie manchmal die Kinder zu sich und küssteten sie.

Silvester wurde nur von sehr wenigen Passagieren gefeiert, die meisten wollten ins neue Jahr hineinschlafen, doch ist es nicht vielen gelungen, da die betrunkene Mannschaft (Native) und die Tommies einen furchtbaren Skandal machten. Um die Jahreswende liefen wir Sankt Helena an. Wie entsetzlich einsam diese historische Insel da liegt! Ein Grauen packt einen bei dem Gedanken, dort verbannt sein zu müssen. Napoleons Aufenthaltsort Longview kam, da wir fast rund um die Insel fuhren, immer wieder zwischen den Bergformen in Sicht. Der "freundliche" Zweite Offizier erklärte triumphierend, dass alles zum Empfang des deutschen Kaisers fertig gerichtet sei! Hier, wo von verschiedenen Bergspitzen dräuende Kanonen auf uns nieder sahen, lagen wir ca. 18 Stunden, um bei herrlichem Wetter und spiegelglatter See nach Gibraltar weiter zu fahren. Bei den Kanarischen Inseln fing es an kalt zu werden, was wir sehr empfanden. Eisig wurde es besonders in der darauf folgenden Woche in den Kabinen des Zwischendecks. Heizung gab es natürlich keine, dabei zog es sehr durch die dünnen Bretterwände, die außerdem oben Luftlöcher zum Innenraum hin hatten. Da die große Luke des Lagerraums oben uns Luft zuführen musste und ein durch und durch gehender Wind hineinwehte, so war ich mit meinem oberen Bett böse dran. Trotzdem ich die Löcher zum Teil mit Kissen ausgestopft hatte, konnte ich doch nachts nicht schlafen wegen des eisigen Zuges auf den Kopf, vor dem ich mich schon durch eine Wollmütze und Tücher zu schützen versucht hatte. Die Ratten machten sich jetzt auch mausig, eine bis zwei waren nachts immer in der Kabine, knabberten Sachen an, verschmutzten andere, zischten, fauch-

ten und jagten sich. Auch daran gewöhnt man sich. Das Ziel der Reise winkte.

Oben vor Gibraltar sahen wir den ersten Streifen der europäischen Küste. Hier war das Wetter äußerst rau und im Hafen vor Anker wurde uns erzählt, dass ein großes Unwetter im Golf von Biscaya gewütet habe, so dass viele Schiffe die doppelte Reisezeit von England hierher gebraucht hätten. An den Quais war viel Militär. Nur mit der größten Schwierigkeit schmuggelten uns Arbeiter eine Zeitung an Bord. Wir zählten ca. 20 herumflitzende Torpedoboote und sahen außer vielen neutralen Schiffen einen französischen Kreuzer und ein Hospitalschiff. Endlich etwas Leben! Bis dahin hatten wir auf unserer langen Reise drei ganze Dampfer gesehen. Auch hier begrüßten uns Kanonenrohre von den Bergen herab, und wieder hielten wir ca. 18 Stunden. Glücklicherweise konnten wir die Ruhe nach dem gewesenen Sturme im Golf genießen. Wir durchquerten ihn nicht, sondern fuhren im spitzen Winkel nach Westen, von dort auf die nordöstlichste Spitze Frankreichs zu. Es war doch zunächst ein eigenartiges Gefühl, im Ärmel-Kanal, mit anderen Worten in der Kriegsszene zu sein. Zumal wir deutlich den Kanonen-Donner von Ypern hören konnten und jeder den Befehl erhielt, die Rettungsgürtel anzuprobieren, und stets in Bereitschaft zu halten. Nachdem wir uns aber ziemlich klar waren, dass wir im Falle der Not doch nicht würden gerettet werden können, waren wir sehr ruhig und stellten unsere Sache Gott anheim. Wollten die Engländer uns überhaupt retten? Es schien unwahrscheinlich, denn sonst verstehe ich nicht, warum die meisten vom Vorder-Schiff sich bei den Rettungsbooten des Achter-Schiffs einzufinden hatten und umgekehrt. Es ging dabei auch nicht etwa kabinenweise oder nach dem Alphabet, sondern scheinbar, wie das Los eingetroffen hatte. Es wäre ein unbeschreibliches Durcheinander entstanden, aber Gott sei Dank passierten wir sicher alle Fähnisse. Ich sah zum ersten Mal Kanonenboote mit flachem Kiel, die zur Beschießung von Küsten benützt werden. Von der französischen Küste nahmen wir genau Kurs Richtung Southhampton und fuhren dann längs der englischen Küste, dort ungezählten Patrouillenbooten begegnend. Eben vor Dover sahen wir das erste Wrack, etwas weiter hinauf das zweite auf einer Sandbank, das dritte in Doal, wo wir vor

Anker gingen, da wir telegrafischen Bescheid erhalten hatten, dass Gefahr im Anzuge sei, welcher Art, wurde uns zunächst nicht mitgeteilt. Eine Unmenge Dampfer aller Herren Länder, besonders der neutralen, waren hier gleich uns angehalten worden. Wir lagen zwei Tage und zwei Nächte fest. Nachts wurde alles abgeblendet und wir erfuhren, dass in der Themse-Mündung ein Schiff auf eine Mine gelaufen sei, ob auf eine deutsche oder eine losgerissene englische, wusste man nicht. Nachdem Minensucher die Bahn abgefahren hatten, setzte sich eine endlose Kolonne Schiffe in Bewegung. Wir unter ihnen.

Der zweite Maschinist trat auf mich zu und meinte, ich müsste doch zugeben, dass der Schiffs- und Handelsverkehr hier ein gewaltiger sei. Das konnte ich nicht leugnen, doch dämpfte ich seinen Stolz etwas, indem ich ihn darauf aufmerksam machte, dass alle Schiffe hier seit Tagen aufgehalten worden seien wegen der Minengefahr. Daraufhin bat er mich ganz ernsthaft, ich möchte ihm doch mal ganz ehrlich sagen, warum wir Deutschen nicht mit unserer Flotte herausrückten. Ich habe ihm erklärt, dass auch nur ein Engländer so dumm fragen könne. Zunächst seien wir es doch, die bis jetzt den größten Erfolg der Untersee- und Torpedoboote gehabt hätten. Als Engländer wisse er ja auch besser als ich, dass die deutsche Flotte ein Kinderspiel sei im Vergleich zu der englischen. Warum sollten auch wir immer nur die Angreifer sein? Wo wäre denn die stets so gepriesene British Navy? Sie soll doch zu uns kommen, aber sie hätte sich wohl versteckt im Norden Schottlands oder der Krischen-See und es solle mich nicht Wunder nehmen, wenn sie ihre neuesten Dreadnoughts in die Museen stellten, um nach dem Kriege noch mit ihrem Vorhandensein zu protzen. Er meinte, ich solle nur nicht sarkastisch werden, doch erwiderte ich ihm, dass er mich dann gefälligst auch nicht dazu herausfordern sollte. In der Zwischenzeit sagte einer der schwarzen Bedienten (sie haben enorm zu tun gehabt und waren uns gegenüber stets willig und hilfsbereit) zu einem mir bekannten Herren: „Sahib, wo gehst du nun hin?“ „Nach Deutschland!“ „Und was tust du da?“ „Ich schliesse!“ „Auf die Engländer?“ „Ja!“ „Oh, Sahib, das ist recht! Wenn du einmal den deutschen Rajah siehst, sagt ihm doch, wenn er uns Waffen schickte, so gingen wir auch alle mit ihm gegen die Engländer!“

Um die Mittagszeit des 12. Januar erreichten wir die Tilbury Docks bei London. Hier erhielten wir unsere bis dahin vom Kapitän in Gewahrsam gehaltenen Pässe zurück. Gegen Abend erschienen Polizeibehörden, die uns den Pass abverlangten. Dann wurde uns gesagt, wir würden am nächsten Tage auf ein holländisches Schiff umgebootet, woraufhin wir uns zu Ruhe begaben. Früh in der Nacht jedoch wurden wir alarmiert. In 15 Minuten sollten wir das Schiff verlassen haben. Gepäck dürften wir so viel mitnehmen, als bei der Hand sei. Jetzt hieß es, die Kinder aus dem Schlaf zu nehmen, das gab eine nette Schreierei. Von dem wahnsinnigen Trubel kann man überhaupt schlecht eine Beschreibung machen. Man denke sich alles, was Beine hatte, auf der einen Seite des Schiffdecks mit hier fünf bis sechs kleinen Koffern. Man konnte positiv keinen Schritt vorwärts noch rückwärts tun. Holländische Zollbeamte öffneten mehr oder weniger jeden Koffer, worauf das Gepäck auf einen Tender gebracht wurde. In der Zwischenzeit kamen wir Frauen einzeln in einen verhängten Raum, in dem zwei Frauen auf uns zukamen. Eine fuhr mir in die Haare, die andere in die Strümpfe, und beide fühlten und betasteten mich von allen Seiten. Dann musste ich einen Schein unterschreiben, dass ich auf eigene Lebensgefahr hin nach Holland fahre, und erhielt ein Dritter-Klasse-Billet von Vlissingen nach Goch. Ein starker Wind hatte sich aufgemacht und es war sehr kalt.

Nach einem herzerreißenden Abschied von der Ajah ging es ans Umbooten. Die alte, treue Seele! Die wagt sich gewiss nicht zum zweiten Mal aufs große Wasser! Und zu den Kindern geht sie auch nicht wieder, wie sie mir sagte. Der Tod meiner Kleinen war ihr zu nahe gegangen. Vier Wochen lang war sie nicht zu bewegen, täglich etwas anderes als Tee und ein Stück Brot zu sich zu nehmen. Bitten, Schelten, Vernunftgründe und Vorstellungen meinerseits änderten nichts. Ich war ernstlich besorgt, dass sie zu Grunde gehen würde, als sie sich endlich am 1. Januar eines Besseren besann. Es war ausgemacht, dass sie mit demselben Dampfer zurückführe und alle hatten mir versprochen, gut für sie sorgen zu wollen.

Auf dem kleinen Tender waren wir auch wie gepökelt. Schließlich gelangten wir mit seiner Hilfe ca. 3:15 Uhr nachts auf dem holländischen Dampfer Mecklenburg an, wo

wir auf das Freundlichste aufgenommen wurden und Kabinen angewiesen bekamen. Die Sauberkeit allerwärts tat uns unendlich wohl. Das blütenweiße Bettzeug war uns ein lang entbehrter Genuss. Meine Kleine schlief sofort ein und ich ging mit meiner Freundin in den Eßsalon. Mich sollte es nicht wundern, wenn die Holländer uns für verrückt gehalten haben, denn ich glaube, wir blieben mit offenem Munde stehen, als wir den entzückenden Raum sahen. Kleine Tische mit schneeweißen Tischtüchern reizend gedeckt, alle mit frischen Blumen und einer elektrischen Lampe versehen. Zuvorkommende, deutsch sprechende Bedienung, prachtvoller Kaffee und leckere belegte Butterbrote. So gut hatte uns schon lange nichts mehr geschmeckt, so wohl hatten wir uns seit, weiß Gott, wie langer Zeit nicht mehr gefühlt. Zum Schlafen sind wir kaum gekommen, um 4:00 Uhr kam der zweite Schub von der Golconda mit großem Lärm an. Um 6:00 Uhr stand ich wieder auf. Der Wind war sehr stark geworden, er ging einem durch und durch. Ich wurde förmlich das Deck entlang gepeitscht. Um 8:00 Uhr mundete uns das Frühstück vortrefflich und dann ging die Reise los.

Solange wir noch auf der Themse waren, konnten wir noch an einigen Stellen an Deck. Als wir in den Kanal kamen, war es zur Unmöglichkeit geworden. Ein regelrechter Orkan piff, und das ganze Deck war dauernd unter Wasser. Die Kabinen hatten wir räumen müssen, da das Schiff nachts Passagiere zurückfahren würde und dafür hergerichtet werden musste. So saßen wir alle Mann hoch abwechselnd im Speisesaal, in der Halle und auf den Verbindungstreppe. Mittags konnte ich die Augen nicht mehr länger aufhalten. Mit einer Freundin zusammen nahm ich mir eine Kabine, für die wir natürlich extra bezahlen mussten. Dort verschliefen wir das Mittagessen und wachten auf, als das Wasser durch die hoch über den geschlossenen Fensterluken angebrachten Ventilatoren in den Korridor schoss. Wir gingen nun nach oben, nachdem wir einmal ungewollt auf der Treppe lagen. Oben sah man ganze Reihen von Menschen umfallen, so toll schaukelte es. Das schien aber auch der Höhepunkt gewesen zu sein, denn nun wurde es langsam besser. Kurz darauf war der Vlissinger Leuchtturm in Sicht und einer der Missionare stimmte an: Großer Gott wir loben dich! Wer den Tränen wehren konnte, stimmte

mit ein. Ich konnte es nicht. Eine mächtige Erregung hatte sich meiner bemächtigt und sie wich erst wieder, als der Dampfer am Ziele hielt, wo gleich mir viele von Verwandten oder Freunden empfangen wurden. Nach einer nochmaligen Gepäck-Revision fuhren die meisten gleich weiter. Jeder Einzelne vom holländischen Frauenbund aus mit einer Tüte Erfrischungen beschenkt. Ich setzte erst zwei Tage später meine Reise fort. Was für ein wunderliches Gefühl ist es

doch, in solcher Zeit wieder den geliebten Heimatboden zu betreten. „Er beugte sich nieder und küsste die heimatliche Erde“, das hatte ich einstmals gelesen. Wie gut ich das jetzt verstand! Wie in ein Märchenland versetzt kam ich mir zunächst vor - war und stand doch alles noch tausendmal besser um das liebe Vaterland, als wir es uns in den schönsten Träumen ausgemacht hatten!

Unsere Kriegserlebnisse

Von Else Gäbler

Braunschweiger Volkskalender, 1918, Seite 31 bis 41

Madras 1914

Es war in Madras in den ersten Tagen des August 1914. Wir waren gerade von Kodai-kanal zurückgekommen, wo wir zwei wunderschöne Monate der Ruhe und Erholung auf den kühlen blauen Bergen im Kreise lieber Missionsgeschwister verlebt hatten und uns erholen durften von der Gluthitze der Ebene, um neue Kräfte zu sammeln zu, wie wir hofften, neuer, ruhiger Arbeit in dem unruhigen Madras. Da brachten Telegramme und Extrablätter der großen englischen Tageszeitung, der „Madras-Post“, und vieler anderer Blätter die Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges auch nach Indien. Überall, unter Weißen und Braunen, herrschte große Erregung, und in alle unsere Gespräche, in unsere Gedanken, in die aufsteigenden Sorgen drängte sich immer wieder die eine bange Frage: Was wird England tun? Nicht lange dauerte es, da war die Entscheidung da, und wir sollten bald merken, dass wir über Nacht aus gleichgestellten Freunden und Mitarbeitern Feinde geworden waren, denen man nicht mehr trauen durfte. Bis jetzt hatten wir nie mit der Polizei zu tun gehabt, jetzt waren Polizisten unsere täglichen Gäste! Es regnete Verordnungen und Vermahnungen über unser Reisen und die dazu nötigen Reisepässe, über unsern Verkehr mit den Eingeborenen, für den uns die größte Vorsicht und Zurückhaltung eingeschärft wurde; wer Schusswaffen hatte, musste diese abliefern - so liegen auch meines Mannes Gewehr und Tesching noch im Polizeiamte in Madras, - unsere Missionare, an manchen Orten auch ihre Frauen, mussten schriftlich versprechen, nichts gegen England zu unternehmen, die Regierung verlangte eine Liste sämtlicher in Indien anwesender Missionsangehörigen, mit einem Male blieb die deutsche Post aus, ja, wir erfuhren gar bald, dass es Krieg gab, und dass wir in Feindesland waren. Und es dauerte nicht lange, da kam die Kunde von den ersten Internierungen Deutscher, mit der freilich die Missionare zuerst noch verschont blieben. - Bald trat unser Missionskirchenrat zu einer außerordentlichen Sit-

zung zusammen, um über möglichste Einschränkungen in den Ausgaben zu beraten, womöglich neue Geldquellen ausfindig zu machen, und zu überlegen, wie man unsere Gemeindeglieder mehr als bisher zu Abgaben und zu Beiträgen z. B. für die Erziehung ihrer Kinder in unsern Schulen heranziehen könne.

Uns persönlich brachte der Krieg Anfang Oktober 1914 unsere Versetzung nach Villupuram, aus der großen Weltstadt mit ihrem lebhaften Getriebe in das kleine Landstädtchen, aus der Weite in die Enge! Das war ein schwieriger Umzug, mein Mann viel fieberkrank und bettlägerig, das Haus voller Gäste, im Krankenhaus lagen liebe Kranke, die sich so sehr über jeden Besuch freuten - dabei Packen usw., und dann der schwere Abschied aus liebgewordenen Verhältnissen! - Aber bald hatte man sich am neuen Orte zurechtgefunden, und wie freuten sich unsere Gemeindeglieder, dass sie nun wieder ihren eigenen „Eier“ hatten, denn seit einem halben Jahre verwaltete der Missionar von Kudalur Villupuram mit für den auf Urlaub in Deutschland weilenden Missionar Frölich.

Natürlich gab es gar viel zu tun - mein Mann hatte sich in die neue Station mit ihren mancherlei schwierigen Verhältnissen einzuarbeiten, ich besorgte das Auspacken und Einräumen, wozu doch die rechte Freudigkeit fehlte beim Gedanken an die große Ungewissheit unserer Zukunft. - Dazu setzte pünktlich am 15. Oktober eine ganz ungewöhnlich heftige Regenzeit ein, so dass unser Haus tagelang wie eine Insel im Wasser stand, überall regnete es durch, und auch fast alle Kapellen und Lehrerhäuser auf der Station wie im Distrikt hatten schadhafte Dächer und verlangten dringend kleinere und größere Reparaturen, was mit viel Arbeit und mancherlei Verdross verbunden war. Schwer lag die Sorge um unsere Kinder daheim auf uns. Fast drei Monate lang hatten wir keine Nachricht erhalten, da lag plötzlich eines Morgens ein kurzer über Leipzig gesandter Brief vor uns.

Das war im Oktober. Dann kam wieder eine lange Pause - kein Weihnachtsgruß kam herüber, das erste Mal in unserer ganzen indischen Zeit! - erst der Februar brachte wieder Kunde von den Lieben daheim, dann kam öfter einmal, etwa alle ein bis zwei oder auch drei Monat, ein Brief oder eine Karte durch als „Kriegsgefangenensendung“ oder auf Umwegen durch bekannte und unbekannte Freunde. Wir durften englische Karten über Bombay senden, die aber sehr vorsichtig abgefasst werden mussten, sonst verschwanden sie unweigerlich in dem großen Papierkorb des gestrengen englischen Zensors. Sogar der Briefverkehr der Engländer selbst stand unter strenger Aufsicht, und es ist vorgekommen, dass ein Engländer von einem Brief einer Tante in England nur die Einleitung bekam, der Zensor fügte hinzu, seine Tante sei zu schwatzhaft, den ganzen Brief könne er daher nicht bekommen.

Mittlerweile waren Basler und Breklumer Missionare in Ahmednagar interniert worden, ihre Frauen und Kinder brachte man an verschiedenen Orten unter und schickte sie schließlich in die Lager von Bellary und Belgaum und nach Kodaikanal (abgekürzt: Kodi), drei von unsern Missionaren wanderten auch nach Ahmednagar, die drei ältesten Hermannsburger Missionare saßen drei Monate in der Festung St. Georg in Madras und kamen schließlich nach Kodi, - wann würde nun uns dasselbe Schicksal treffen? Allerlei Gerüchte kamen auf über die Internierung Aller, Verschickung nach Australien, der eine wusste dies, der andere das! Schließlich verlangte die Regierung, dass jeder Missionar zwei englische Beamte als Bürgen für sein Wohlverhalten stellen solle, - doch dann machte sie die obersten Distriktsbeamten für ihre Missionare verantwortlich, die auch teilweise ganz energisch für sie eintraten. So war es ein Trost, zu sehen, wie manche von ihnen die Hand über sie hielten and sie bis zuletzt auf ihren Stationen ließen, wie z. V. die Kollektoren (Kreisdirektor) von Tanjore und Trichinopoly. Der unsrige, der in Kudalur wohnte, war ein Mohammedaner, ein feiner, lebenswürdiger, älterer Mann, der aber - eben als Mohammedaner - den Engländern gegenüber eine sehr schwierige Stellung hatte, er sagte mir selbst einmal, dass er sehr vorsichtig sein müsse, natürlich um nicht in den Verdacht der Deutschfreundlichkeit zu kommen!

Die englischen Zeitungen zu lesen, kostete einen Überwindung, oft brachte man es gar nicht fertig, so ekelte einen das Geschimpfe und Verhetzen, die gemeinen Ausdrücke, Schmähungen und Verhöhnungen alles dessen an, was deutsch war, und aller derer, die einen deutschen Namen trugen. Leider standen auch viele englische Missionare gegen uns, und nur wenige fanden den Mut, öffentlich für uns einzutreten. Im August erreichte die Pressehetze gegen die Deutschen, Laien wie Missionare, ihren Höhepunkt, und nun war auch die Regierung mürrisch geworden, die Zeitungen vom Sonntag, den 15. August 1915, brachten die Nachricht - eine Regierungsorder, die sie im Wortlaut mitteilten -, dass alle deutschen Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren interniert, die übrigen aber und Frauen und Kinder in ihre Heimat abgeschoben werden sollten. Zwei Tage später brachte uns die Post die Bestätigung dieser Meldung, nämlich den schriftlichen Befehl, dass wir in vier Wochen zur Abreise nach Deutschland fertig zu sein hätten, der nach einigen Tagen dahin ergänzt wurde, dass wir nur das für die Reise Nötigste mitnehmen dürften. Was aber sollte mit unsern Sachen, mit dem ganzen Haushalt werden? Die Regierung wollte dafür die Verantwortung nicht übernehmen und wünschte Verkauf. Da wanderte denn ein Stück nach dem andern für ein Spottgeld aus dem Hause hinaus zu den Eingeborenen, die mit dem ihnen angebotenen Handelsgeiste die niedrigsten Preise herauszupressen verstanden mit dem ausgesprochenen oder auch nur gedachten: sie müssen ja fort, und sie müssen verkaufen. Noch heute ist mir wehmütig zu Sinne, wenn ich daran denke, was wohl aus meinen Möbeln, Küchensachen, Geschirr usw. unter den eingeborenen Händen geworden sein mag! - Öfter erschienen Polizeibeamte, um die für die Pässe nötigen Feststellungen zu machen, wir wurden photographiert und gemessen; allerlei Verordnungen, die Reise betreffend, erschienen, und so kam Mitte September heran, aber der Befehl zur Abreise ließ auf sich warten. Es war wohl doch nicht so leicht und so einfach, für so eine große Reisegesellschaft passende Reisegelegenheit zu finden. Und so wurde weiter gewartet und gewartet bis in den November hinein mit gepackten Kisten und Koffern (mittlerweile war nämlich genau angegeben worden, was und wie viel mitgenommen werden durfte, natürlich so spät, dass vie-

les, was man noch hätte mitnehmen können, schon verkauft war).

Missionsarbeit im Krieg

Wie ging nun unterdessen die Missionsarbeit weiter? Viel Bewegungsfreiheit hatte der Missionar nicht, ohne Reisepass vom Kollektor durfte er seine Station nicht verlassen, und der ließ oft lange auf sich warten, oder er blieb ganz aus. Aber die Gemeindeglieder durften ungehindert zu ihrem Missionar kommen, und so musste dieser eben durch den Pastor und die Lehrer arbeiten, die sich in diesen schweren Zeiten wohl bewährt haben, und sie noch mehr als bisher anleiten und zur Selbständigkeit führen. Und es waren und sind wirklich bitter-schwere Notzeiten für unsere armen Missionsangestellten, deren Gehalt schon in normalen Zeiten kaum langt, und die nun auch schon im dritten Jahre viele, viele Entbehrungen bei den hohen Preisen für alle Lebensmittel, wie Reis, Gewürze, Früchte, das Zugemüse tragen müssen; auch die Kleidungsstücke und alles andere stiegen im Preise. Schon damals, d. h. vor fast zwei Jahren, fehlten deutsche Medizinern und Chemikalien, deutsche Farben, deutsche Maschinen und vieles andere wie Seifen, Glaswaren, Blei- und Schieferstifte! Da ist allerdings Japan eingetreten, aber es wurde viel geklagt über die schlechten, wenn auch billigen Waren, und die eingeborenen Käufer und Verkäufer jammerten nach den billigen und guten deutschen Sachen. Und wie so vieles nicht oder nur in beschränktem Maße eingeführt werden konnte, so fehlte andererseits das Absatzgebiet für viele indische Erzeugnisse, z. B. die Erdnüsse, deren Anbau für die ländliche Bevölkerung in und um Villupuram eine Haupterwerbsquelle bildet. Früher pflegten die dortigen Tagelöhner zur Zeit der viel Arbeit und Verdienst bringenden Erdnussernte ihre im Laufe des Jahres gemachten Schulden zu bezahlen, jetzt müssen sie neue dazu machen - so wirkt dieser Weltkrieg bis in die kleinste, ärmlichste Hütte eines elenden, indischen Dörfleins.

Endlich im November 1914 verdichteten sich die Vermutungen und Gerüchte über unser Schicksal zu bestimmten Nachrichten, die Zeitungen meldeten, dass die „Golconda“, ein altes englisches Schiff, in Kalkutta für den Transport der Deutschen in stand gesetzt würde, das Datum der Abfahrt von dort wurde festgesetzt, auch wir in der

Madras-Präsidentschaft bekamen bestimmten Befehl, uns fertig zu halten, bis eines Tages auch uns der Tag der Abreise mitgeteilt wurde, an demselben Nachmittage jedoch brachte uns dann ein Telegramm die Nachricht, dass aus dem Süd-Arko-Distrikt niemand abreisen würde. So, hatten Hellers, Frau Hammitzsch und ihre beiden Kinder und wir noch zu bleiben, und ebenso erging es den Deutschen im Madura-Distrikt, also den vielen in Kodi Internierten. - In der Nacht zwischen dem 22. und 23. November standen wir bei strahlendem Mondschein auf unserm Bahnhof, um von unsern nach Madras zur Heimfahrt mit der „Golconda“ reisenden Missionsgeschwistern Abschied zu nehmen. Der sie begleitende Polizeioffizier erlaubte uns, mit ihnen zu sprechen, ein halbes Stündchen stand der Zug, dann brauste er davon, und mit gemischten Gefühlen, wehmütig und doch fröhlich, blickten wir ihnen nach. Wie freuten sich unsere Christen, dass sie ihren Missionar noch behalten hatten, und wir waren herzlich dankbar, dass wir unsere Arbeit noch einige Monate länger tun durften. - Allerlei Gerüchte über unsere baldige Internierung in Belgaum oder Kodi verstummten auch jetzt nicht, ja, wir wurden offiziell gefragt, ob wir die für ein Leben im „Lager“ nötigen Sachen, wie Möbel und Betten, Geschirr, Wäsche usw. hätten, so dass man aus der Unruhe und Ungewissheit nicht herauskam. So kam das liebe Weihnachtsfest heran, das wir trotz aller Not und Sorgen der Zeit doch fröhlich mit unsern Gemeinden feiern durften. Liebe Freunde hatten uns vor ihrer Abreise Gaben in die Hand gelegt, um den Ärmsten unter unsern vielen Armen ein Weihnachtskleid geben zu können; seit Wochen hatte ich aus allerlei Zeugrestern große und kleine Betelbeutel genäht, die bei keinem Weihnachtsfest fehlen dürfen, und es machte mir oft Spaß, wenn die alten Witwen mir zusahen und so begehrlische Blicke darauf warfen und dann schüchtern anfangen: „Amma, jennakku perija pci kodunge! Mutter, geben Sie mir doch einen großen Beutel!“ „Jen -warum?“ frage ich. „Nan rombu weikke wöndum - ich muss viel hineintun“, ist die Antwort. „Un pei jennakku catu - zeige mir doch einmal deinen Beutel“, ermuntere ich sie. Und da zieht sie einen zerrissenen, schmutzigen Beutel heraus und breitet dessen Inhalt vor mir aus: Betelblätter und die dazu gehörigen Arelanüsse, ein Büchsen mit Kalt, eine Zange zum Zerkleinern der Nüsse, einige

Stangen Kautabak und einige Kupfer-Pfennige, ihr ganzer Reichtum - und da sehe ich wohl ein, dass für diese Schätze ein recht großer Beutel nötig ist, und strahlend zieht die Alte ab mit dem Versprechen, dass sie den großen Beutel, den sie sich sogar selbst aussuchen durfte, auch wirklich bekommen wird. In der mit Palmzweigen und bunten Papiergirlanden festlich geschmückten, frisch geweihten kleinen Kapelle versammelten wir uns 'dann alle zu den schönen Festgottesdiensten, zu denen freilich nicht wie daheim die Glocken eingeladen hatten, sondern nur das Tasu, eine Messingscheibe, die durch Anschlagen mit einem Holzklöppel zum Tönen gebracht wird. Und fröhlich zog jeder heim mit seinen bescheidenen Gaben. Wie gern hätten wir mehr gegeben, wenn nur das Geld nicht so knapp gewesen wäre, - und - die sonst Jahr für Jahr mit Sehnsucht erwarteten und bei ihrer Ankunft freudig begrüßten großen Weihnachtstkisten aus Leipzig fehlten ja auch mit ihrem reichen Inhalt an Kleidungsstücken, mit denen man so manche geheime und offene Not hatte lindern können.

Nun waren wir in das neue Jahr 1915 eingetreten, nicht ahnend, was uns schon der Januar bringen würde. Am 16. früh, einem Sonntag, kamen wir aus der Kirche, da stand der Polizeiinspektor, ein eingeborener Christ, vor der Tür und brachte meinem Manne den schriftlichen Befehl, dass er sich zur Abreise nach Madras mit dem Nachtzuge fertig machen müsse. Das kam uns gänzlich unerwartet, und auch unter unsern Christen erhob sich lautes Weinen und Klagen, dass sie nun auch ihren „Vater“ verlieren sollten. Unter viel Arbeit aller Art verging der Tag nur zu schnell, und bald schlug gegen Mitternacht die Abschiedsstunde, da mein Mann sich losreißen musste von seiner Gemeinde, dem Tamulenlande, von seiner Lebensarbeit! Der Polizeiinspektor kam, die Sachen wurden verladen und auf die Bahn gebracht, ein letztes Gebet mit den vielen Gemeindegliedern, die es sich nicht nehmen lassen wollten, ihren Missionar zur Bahn zu geleiten, dann ging es hinaus in die Nacht, und bald stand ich allein auf dem Bahnhofe und musste allein in mein stilles Haus zurückkehren. Viel Liebe und Teilnahme haben mir unsere Christen und die uns bekannten Heiden und Mohammedaner erwiesen, die es gar nicht verstehen konnten, wie man Mann und Frau so trennen konnte.

An Arbeit fehlte es mir nicht. Ich hatte alles von neuem zu packen, Herr Sandergren, der schwedische Missionar, kam, die Station zu übernehmen, und wollte über vielerlei Fragen Aufschluss haben, die Lehrer kamen und gingen, die Armen wollten weiter versorgt sein, in Haus und Garten gab es noch mancherlei zu richten und in Ordnung zu bringen - so verging die Zeit gar schnell! Nach 14 Tagen etwa kam Frau Heller, die in Sidambaram auch allein saß, mit ihrem kleinen Gottfried und ist bis zuletzt bei mir geblieben. Auch von oben her wurde es wieder lebhaft, ich weiß nicht, wie viel Verordnungen und Erlasse, betr. unserer Reise, des Datums der Abreise, des Reisegepäcks und vieler anderer Sachen ich in diesen letzten zehn Wochen erhalten habe! Mitte Februar 1915 kam der oberste Polizeibeamte unseres Distrikts, der Polizeisuperintendent, um unsere Kisten auf ihren Inhalt zu untersuchen, damit wir nicht etwa verbotene Dinge, wie photographische Apparate, Aluminiumgegenstände usw. - es war eine lange Liste von verbotenen Sachen uns zugegangen - auszuführen versuchten. Er war ein Engländer, ein feiner, liebenswürdiger Mann, der uns unsere Lage möglichst zu erleichtern suchte und uns auf manche Frage bereitwillig Auskunft und gute Ratschläge gab. Er sagte mir, dass er es nicht für möglich gehalten habe, dass man meinen Mann noch internieren würde. Es war eben gegen die Militärbehörde, die behauptete, das Dienstalder in Deutschland sei auf 55 Jahre heraufgesetzt und mein Mann daher noch militärpflichtig, nichts zu machen. Einige Tage später kam er dann noch mal, um unsere Kisten vorschriftsmäßig zu adressieren, zu versiegeln und abzusenden.

Abschied am 27. März 1915

Da der Termin der Abreise immer wieder verschoben wurde, oft im letzten Augenblicke, glaubten wir schließlich nichts mehr, bis endlich die „Golconda“ wirklich zurückgekehrt war und im Hafen von Bombay lag, von wo aus die Abreise des zweiten Transports von Deutschen erfolgen sollte. zehn Tage später, d. h. am 27. März 1915, schlug auch mir die Abschiedsstunde. Am Montag früh um neun Uhr mussten wir, Frau Heller und ihr Kind und ich, auf dem Bahnhof von Villupuram sein. Die Polizei holte uns und unsere Sachen frühzeitig ab, und nach einem kurzen herzlichen Gebet

unseres lieben Pastors ging es fort. Da hieß es auch für mich, Abschied nehmen von der lieben Missionsarbeit, von unsern Christen, von unserer lieben zweiten Heimat. Ja, eine Heimat war uns Indien geworden, und oft wandern die Gedanken hinüber zu all den lieben Bekannten weiß und braun! Und manche Frage wird laut, wie mag es ihnen allen gehen: unserm alten treuen Koch A-sierwadam, der 20 Jahre mit seinem Herrn viel Freude und viel Leid getragen hat, dem treuen, eifrigen Pastor Samuel Pakiam mit seiner großen Kinderschar, dem fleißigen, unbedingt zuverlässigen Lehrer Njanarettinam und seiner Frau, die einst als Mädchen in unserm Hause arbeitete, all den armen, darbenden Lehrern mit ihren großen Familien, unsern vielen Armen, wie der blinden Maria, der immer kranken Martha, der lahmen Maria, dem Krüppel Jakob, und wie sie alle heißen, denen wir so manches Mal den Hunger stillen durften, wie werden sie alle durchkommen in diesen schweren Zeiten?

Eine Anzahl unserer Christen hatte sich auf dem Bahnhof eingefunden, um ihre Ammal abreisen zu sehen. Gar bald brauste der Extrazug heran, der schon ziemlich besetzt war mit etwa 60 Frauen und Kindern aus Kodi und zehn Nonnen aus Travaucore, die später auf dem Schiffe stets bereit waren, müden und abgesspannten Müttern bei der Pflege und Wartung der oft so unruhigen Kinder beizustehen. Neben dem Bahngelände war ein Zelt aufgeschlagen und dort ein Frühstück für alle Reisenden bereitgehalten, dem tapfer zugesprochen wurde. Unser Polizeiinspektor übergab uns dann dem Polizeiinspektor, der den Zug bis Bombay begleitete, und wir erhielten unsere Plätze angewiesen. Die letzten paar Minuten vergingen schnell, das Zeichen zur Abfahrt erscholl, die letzten von Tränen erstickten Abschiedsgrüße und Segenswünsche zwischen der abreisenden Missionarsfrau und ihren „Kindern“ wurden gewechselt, und bald lag Villupuram und damit dieser Lebensabschnitt hinter mir; es ging heim, aber damit zugleich einer unsichern, unbekannteren Zukunft, einem neuen Leben entgegen. Gott allein weiß, ob wir noch einmal zurückkehren dürfen in unsere liebe Arbeit, zu unsern lieben, braunen Christen!

Wie wir während der Kriegsjahre in Indien nicht über schlechte Behandlung von Seiten der englischen Beamten zu klagen gehabt hatten, so wurden wir auch auf der ganzen Reise anständig behandelt. Die Verpflegung

während der zweitägigen Bahnfahrt war gut und reichlich, wir hatten in den geräumigen Wagen 2. Klasse auch genügend Platz, dass wir uns nachts zum Schlafen niederlegen konnten, aber die lange Fahrt wirkte doch sehr ermüdend, besonders nach den letzten anstrengenden, heißen Tagen und den vielen halb durchwachten Nächten, die der Reise vorangegangen waren. Auf verschiedenen Stationen kamen während der Fahrt noch neue Trupps von Frauen und Kindern dazu, die auch heimgeschickt werden sollten, und uns alle bewegte die Frage: wie wird es mit „unsern Männern“ werden, wann werden wir sie, die in Ahmednagar Internierten sehen? Es war in der zweiten Reisenacht, etwa um drei Uhr; wir standen auf dem Bahnhof von Dhond, da flog das Wort durch unsern Zug: „Drüben stehen unsere Männer!“ Und wirklich, auf dem Bahnsteig gegenüber stand der Zug, der die heimzusendenden Männer von Ahmednagar nach Bombay bringen sollte, gleich darauf setzte er sich in Bewegung, fuhr an uns vorbei - ein fröhliches Grüßen und Winken herüber und hinüber, dann wurde er vor unseren Zug gespannt, und so fuhren wir nach Poona, wo ein großes Zelt aufgeschlagen und ein ordentliches Frühstück für alle die hungrigen Reisenden hergerichtet war. Kaum stand der Zug, da waren die Männer auch schon draußen und auf der Suche nach ihren Lieben. Das war ein bewegtes Wiedersehen nach langer, schwerer, banger Trennung. Wie mancher Vater sah sein Kindchen zum ersten Male, das ihm doch schon hätte entgegenlaufen können, wenn es sich nicht vor dem fremden Manne gefürchtet hätte!

Die größeren Kinder waren selig, den lang entbehrten Vater wieder zu haben, die kleineren, die längst vergessen hatten, wie der Vater, von dem so oft gesprochen wurde, aussah, versteckten sich ängstlich hinter der Mutter, und in manchen Fällen dauerte es wochenlang, bis sie ihn anerkannten und zutraulich wurden. Noch einmal eine kurze Trennung, und nun ging es in wundervoller Fahrt die Berge hinunter nach Bombay, wo, als wir zum Hafen fuhren, die „Germans“ angegafft und angestaunt wurden wie wilde Tiere, und bald waren wir auf der schwarzen, durch ihre erste Fahrt übelberüchtigten „Golconda“, ohne dass man uns mit der angedrohten s t r e n g e n und gründlichen Untersuchung von Person und Sachen belligt hatte.

Heimreise auf der Golconda

Da wir schon daheim Kabinen- und Bettnummern bekommen hatten, wussten wir bald, wohin wir gehörten. Eine Kabine erster Klasse neben dem Speisesaal nahm uns auf, d. h. Frau Dürr (Basler Mission) und ihren sechsjährigen Jungen, Frau Heller mit dem über ein Jahr alten Gottfried und mich, und gegenüber hausten unsere Männer und ein österreichischer Arzt, der lange in Regierungsdiensten in Indien gewesen war. Kabine erster Klasse!, das klingt sehr schön und vornehm, aber wenn der Raum, der ursprünglich für nur zwei Personen bestimmt war, nun für fünf reichen soll, so ist das reichlich knapp! Und manch eine aus dem Zwischendeck, die uns um unsere erste Klasse beneidete, zog doch nachher ihre eigene, geräumige Kabine vor, wenn sie sie auch mit vielen teilen musste, nachdem sie unsere „fürstliche“ Enge besichtigt hatte. Die erste Nacht habe ich in meinem neu eingebauten, oberen Kastenbett zugebracht, dann hatte ich genug und habe dann Nacht für Nacht oben auf dem Deck, auf dem Boden auf Decken liegend, geschlafen, und mit mir noch einige andere Damen, denen es in ihrer Kabine erster Klasse ebenso ging. Auch viele Herren, die in engen, dumpfen Löchern, zwei Treppen tief hinten im Schiff untergebracht waren, haben stets oben geschlafen, und es wurde dann so eingerichtet, dass die linke Seite des Mitteldecks von zehn Uhr ab den Damen, die rechte von elf Uhr ab den Herren als Schlafraum zur Verfügung stand. Einen Nachteil hatte freilich die Schläferei an Deck, jeden Morgen um fünf Uhr erschienen braune Matrosen und setzten als Einleitung zum Deckwaschen das ganze Deck unter Wasser. Da hieß es schnell nach unten flüchten, meistens konnten wir gleich baden, und um sechs Uhr gab es schon Kaffee oder Tee mit Brot und Butter. Die Verpflegung war reichlich, die Speisen wurden aber leider wenig sorgfältig zubereitet, und von Abwechslung war nicht die Rede. Da gab es denn oft Spaß, wenn wir bei Tisch saßen und über das "ewige" Kürbis- oder anderes Gemüse seufzten, wie sich manche ausmalten, was sie zu Hause alles essen wollten! Wie fielen dann alle über den pessimistischen Warner her, der mit seinem: „Kinder, glaubt doch nicht, dass es das in Deutschland noch gibt,“ so gar keinen Glauben fand bei der fröhlichen Jugend. Aber im großen und ganzen waren

wir doch froh und dankbar, dass wir es noch so gut hatten, und wenn mal einer stöhnte, so hieß es sicher aus irgendeiner Ecke: „Sei nur zufrieden, wenn du in Ahmednagar gewesen wärest, würdest du nichts sagen!“ Aus solchen gelegentlichen Bemerkungen konnte man ersehen, wie schwer es doch dort gewesen war, und in herzlicher Teilnahme gedenkt man der vielen, die noch immer dort in der Hitze der Tropen schmachten! Es war eine bunte Gesellschaft, die auf der „Golconda“ zusammengebracht war, Reiche und Arme, Alte und Junge, Gelehrte und Schiffsjungen, Geistliche, Ärzte und Laien, aber letztere nur über 55 oder unter 17 Jahre alt. Ein alter, über 70jähriger Basler Missionar war dabei, der seit 45 Jahren drüben gearbeitet hatte und nun blutenden Herzens das Land seiner Liebe und seiner Arbeit verließ, ein greiser katholischer Priester, der 30 Jahre lang nicht daheim gewesen war, mehrere Zenanalehrerinnen, die 30 Jahre und länger im Dienste einer englischen Mission in Nordindien gearbeitet hatten, ein Herrnhuter Missionar, der große Forschungsreisen in Tibet gemacht hatte - während er in A. interniert war, kam in London der erste Band seines großen Werkes über seine Reisen mit wundervollen Bildern heraus, und der zweite war gerade jetzt dort in Druck -, Missionare mit ihren Familien aus Ostafrika u. Indien, Kaufmanns- und andere Frauen aus Zanzibar, Rangun, Afghanistan, Bombay und Madras, deren Männer in Ahmednagar hatten zurückbleiben müssen -, manche Missionare, deren Familien mit der ersten „Golconda“ geschickt waren, reisten nun allein, die meisten mit ihren Familien. Und das Herz tat einem weh, wenn man manche von den Kindern Tag für Tag müde und matt in ihrem Schiffsstuhle liegen sah, sie litten noch unter den Folgen der Malaria, die sie sich in Bellary zugezogen hatten, und mancher armen Mutter ging es ebenso! Aber von kleineren Erkrankungen, besonders des Magens, was bei der Kost kein Wunder war, abgesehen, war doch der Gesundheitszustand ein verhältnismäßig ganz guter.

Es waren 89 protestantische und 89 katholische Missionare an Bord, die ersteren gehörten den verschiedensten Missionsgesellschaften an, von den letzteren waren allein 65 Jesuiten, die hauptsächlich in Bombay im Unterrichts- und Erziehungswesen tätig gewesen waren, und von denen uns einer einmal einen sehr interessanten

Vortrag über die Termiten, diese bösen Feinde des Menschen resp. seiner Sachen in Indien, gehalten hat. Es wurde viel gesungen und musiziert, und es verging wohl kein Abend, an dem nicht Vaterlandslieder, vor allem das: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!“ erklangen. Die Katholiken fingen ihren Tag schon um fünf Uhr mit einer Messe an, wir Protestanten versammelten uns um sieben Uhr zu einer Morgenandacht auf dem Mitteldeck, die von den Missionaren abwechselnd gehalten wurde. Eine besondere Erquickung waren uns die schönen sonntäglichen Gottesdienste im Eßsaal, und es ging einem durchs Herz, als am ersten Sonntage der schon in Ahmednagar bestehende Chor der Missionare den ersten Gottesdienst auf der „Golconda“ mit dem 126. Psalm eröffnete: "Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden!" Ja, es war einem wirklich wie ein Traum, dass die beiden langen bange Jahre des Wartens und Harrens, der quälenden Ungewissheit nun endlich zu Ende waren, dass wir uns auf der Heimreise befanden.

Die Enge und das Gedränge auf dem überfüllten Schiffe war groß. In drei langen Reihen stand Stuhl an Stuhl an Deck, und jedes Plätzchen und Eckchen musste ausgenutzt werden. Die armen Kinder, 105 an der Zahl, wussten oft nicht, wo, wie und was sie spielen, die geplagten, abgespannten Mütter, wie sie sie beschäftigen und ruhig halten sollten! Da war es eine Wohltat, dass eine gute "Tante" jeden Morgen für ein paar Stunden die Kleinen in einem Kindergarten sammelte, und mehrere Herren die schulpflichtigen Knaben und Mädchen in verschiedenen Klassen unterrichteten -, dann atmete alles auf über die ungewohnte Ruhe und Stille. Verschiedene Herren und Damen waren von den Passagieren in einen Ausschuss gewählt, der bei eintretenden Schwierigkeiten die Reisenden dem Kapitän gegenüber vertrat und manche Verbesserungen erreichte, andere Herren, evangelische wie katholische Geistliche, hatten sich zum sog. „Kuliklub“ zusammengetan und erwarben sich unser Aller Dank dadurch, dass sie Tag für Tag in den Gepäckraum hinunterkletterten, um Ordnung in das dort herrschende Chaos von Kisten und Koffern zu bringen, die sie zum Schluss noch einmal auf ihre Haltbarkeit prüften, Adressen nachsahen usw.; ohne ihre aufopfernde

Tätigkeit hätte wohl manch einer dies oder jenes Gepäckstück nicht wiedergesehen.

Einer der mitfahrenden deutschen Ärzte hielt einen Roten-Kreuz-Kursus ab, der zahlreiche Teilnehmer fand -, zur Freude der Kinder veranstalteten andere Reisende mit Hilfe der Schiffsoffiziere ein Kinderfest mit allerlei Wettspielen und einer Verlosung, zu denen auch der Kapitän und seine Offiziere schöne Gewinne gestiftet hatten, so war immer ein reges Leben und Treiben. - An Seekrankheit hat es auch nicht gefehlt, besonders als wir zwischen der afrikanischen Küste und Madagaskar waren, dort schaukelte das Schiff infolge der starken Dünung so sehr, dass mancher Schiffsstuhl umkippte und eines Nachts im Eßsaal ganze Stöße von Tellern umflogen, und auch wir auf Deck immer hin und her rollten. Aber im großen und ganzen durften wir nicht klagen, Gottes Engel haben uns geleitet, und auf Adlersflügeln hat Er uns über die Meere getragen; und wir durften fühlen und merken, dass die Gebete unserer Lieben draußen in Indien und daheim im Vaterlande uns umgaben.

Am 30. März 1916 waren wir von Bombay abgefahren, und acht Tage später erreichten wir die Inselgruppe der Seychellen, wo wir vor der größten Insel Mahé anlegten. Ich erinnere mich noch der wunderbar schönen Färbung des Meeres und der schönen bewaldeten Bergketten auf den Inseln, die uns in mancher Hinsicht an die Blauen Berge Süd-Indiens erinnerten. Nach 24 Stunden ging es weiter dem Süden zu. War es erst sehr heiß gewesen, so brausten jetzt an der Südspitze Afrikas kalte Herbstwinde einher -, und in warme Mäntel und Decken gehüllt, lag man frierend in seinem Schiffsstuhl. Dann wurde abends zum großen Jubel der Kinder im Gänsemarsch von groß und klein Laufschrift ums ganze Deck gemacht, um wieder warm zu werden. In dieser Zeit wurden von der Besatzung allerlei Vorbereitungen getroffen, um dem vorhergesagten Sturm zu begegnen, aber zur Verwunderung der ganzen Schiffsmannschaft blieb dieser aus: „Die verd... Deutschen haben wieder Glück!“ bemerkte der erste Offizier -, und bei strahlendem Sonnenschein fuhren wir am Dienstag der Stillen Woche in den von vielen Schiffen belebten Hafen von Kapstadt ein.

Kapstadt

Da lag die schöne Stadt am Fuße des Tafelberges vor uns, wie gerne hätten wir sie wohl in der Nähe gesehen oder gar einen Ausflug auf den Tafelberg gemacht. Aber Kriegsgefangene dürfen dergleichen Wünsche nicht hegen, wir blieben in all dem Staub und Schmutz des Kohleneinnehmens drei Tage an Bord, man wusste nicht mehr, wo man sich aufhalten sollte, denn überallhin drang der schwarze Kohlenstaub, und was man auch anfasste, alles war schmutzig und schwarz. Unsere Wachmannschaft, 25 Soldaten unter dem Befehl eines Majors, eines freundlichen, älteren Herrn, durfte hinaus und wurde durch in Kapstadt liegende Soldaten abgelöst, die das Schiff scharf bewachten, wie man munkelte, weniger unsertwegen, sondern um die indischen Schiffsleute am Ausreißen zu hindern. - Aber afrikanischen Boden haben wir doch betreten, es wurde uns gestattet, eine halbe Stunde, natürlich auch untermilitärischer Bedeckung, am Strande auf und ab zu gehen. In Gruppen zu 40 und 50 wurden wir nach doppelter Zahlung hinaus- und ebenso wieder hereingelassen. Für die Kinder war es ein ganz besonderes Vergnügen, bei dieser Gelegenheit barfuss im Wasser zu patschen, und manche Muscheln und Algen wurden als Andenken mitgenommen.

Auf dem Schiffe entwickelte sich ein lebhaftes Getriebe, viele Händler kamen an Bord, und reißend gingen ihre Waren ab, da noch allerlei für die Weiterreise nötige Sachen eingekauft werden konnten. Besonders die frischen Früchte, wie erfrischende Weintrauben und wunderschöne Äpfel, fanden viele Liebhaber. Aber die Preise!! - Auch Bilder und Ansichten von Kapstadt wurden gern gekauft - da machte es einen eigentümlichen Eindruck, dass diese Anrichten-Albums, die in Kapstadt internierte Deutsche bei ihrer Abreise hatten abgeben müssen, auf der „Golconda“ ungehindert verkauft werden durften. Es kamen nämlich jetzt noch 64 Deutsche an Bord, zum Teil lange in verschiedenen Lagern interniert gewesene, zum Teil auf ihren eigenen Wunsch reisende, verschiedene aus Deutsch-Südwest, die andern aus dem Kaplande -, die wussten gar viel zu erzählen von ihren Leiden, wie sie zum Teil von Ort zu Ort geschleppt wurden, wie der Pöbel mit ihrem Eigentum gewirtschaftet, ihre Sachen zerstört, ihre Häuser verbrannt hatte -, wir konnten nur Gott danken für die im

Vergleich dazu milde und gnädige Behandlung in Indien. Karfreitag früh ging es dann weiter, es herrschte starker Nebel, und zum ersten Male hörten wir das Nebelhorn heulen. Das Osterfest unterschied sich äußerlich nicht von andern Tagen, aber wenigstens war der Osterhase in Kapstadt an Bord gewesen, denn jedes Kind fand beim Morgenessen ein rotes Ei auf seinem Teller, und später verteilten kinderliebe Tanten noch bunte Tüten und Süßigkeiten unter sie.

Gleichförmig verlief das Leben diese ganzen sieben Wochen, ein Tag war wie der andere, da gab es einst große Aufregung, als es eines Mittags plötzlich hieß: "Mann über Bord!" Die Dampfpeife schrillte, das Schiff stand in kurzer Zeit, mit Windeseile wurde ein Rettungsboot hinuntergelassen und der Betreffende lange gesucht. Nach uns endlos scheinenden 30 Minuten entdeckte man ihn und konnte ihn völlig erschöpft ins Boot ziehen. Es war ein eingeborener Diener, der sich mit einem Kollegen gezankt hatte und Prügel haben sollte - da sprang er lieber ins Wasser, aber seine Prügel hat er dann doch noch bekommen.

St. Helena

Am 27. April erreichten wir St. Helena, einen riesigen Felsen, der schroff aus dem Meere aufsteigt - wie mag es dem gestürzten Napoleon zumute gewesen sein, als er dies sein Gefängnis vor sich sah! Und dasselbe Schicksal hatten die Engländer von heute unserm geliebten Kaiser zugedacht, und an Anspielungen darauf fehlte es nicht! In ein schönes grünes Tal eingebettet lag das Städtchen Jamestown mit seinen freundlichen Häusern vor uns, von dort sah man den schmalen Weg sich die Felsen hinaufwinden, der auf die Hochebene und zu Napoleons Wohnung führte. Oben standen Kanonen, in die Felsenwände schienen Kasematten eingebaut zu sein, die ganze Insel ist wohl eine große Festung. Es wirkte ganz eigen und stimmungsvoll, als am späten Abend im Schatten von St. Helena, während Scheinwerfer von der Insel aus immer wieder die ganze Gegend absuchten, ein Jesuitenpater mit seiner schönen Stimme das düstere Lied vortrug: „Nachts um die zwölfte Stunde verlässt der Kaiser sein Grab“, das schildert, wie der tote Kaiser über seine Getreuen Heerschau hält.

Kriegszone

Am folgenden Tage fuhren wir weiter und immer weiter dem Norden zu, nun wirklich der Heimat entgegen. Nördlich von den Kanarischen Inseln kamen wir in die „Kriegszone“, am schwarzen Brett wurde durch lange Anschläge mitgeteilt, wie sich die Reisenden im Falle eines Unglücks zu verhalten hätten, es wurde mehrere Male an die Rettungsboote gerufen, die Plätze darin verteilt, eine richtige Übung abgehalten, die Boote in Bordhöhe heruntergelassen, um ein schnelles Einsteigen zu ermöglichen, Rettungsgürtel wurden ausgegeben und anprobiert und für die Kleinen und Kleinsten von den besorgten Müttern neue angefertigt - nachts fuhren wir mit abgeblendeten Lichtern, auch die Kabinenfenster mussten verhängt werden, und auf den Decks herrschte finstere Nacht - ja, wir fühlten und merkten, dass wir nun dem Schauplatze des Krieges nahe waren. Nach einer ruhigen Fahrt durch den oft so unruhigen Golf von Biscaya kamen wir in den durch seine schweren Nebel berüchtigten Kanal -, auch wir lernten diesen Feind der Schifffahrt kennen, und schaurig klang jede Minute das Nebelhorn durch den dicken, schweren Nebel, der wie eine Last auf dem Schiffe ruhte und es wie eine undurchdringliche Wand umgab. Mitten in der Nacht antwortete in nächster Näh ein zweites Nebelhorn, aber durch Gottes Gnade wurde ein Zusammenstoß verhütet, der Kapitän soll nachher geäußert haben: „Dies war die furchtbarste Nacht, die ich je gehabt habe, ich wusste nicht mehr, wo wir waren!“

Nach und nach wurde die englische Küste sichtbar, die Kreidefelsen von Dover tauchten auf, alle Arten von Kriegsschiffen fuhren an uns vorüber, Schiffe, wie wir sie noch nie gesehen hatten, ja, das erste Luftschiff tauchte auf, und immer wieder blickte man nach oben, ob noch einmal so ein von vielen von uns noch nie gesehener Riesenvogel erscheinen würde. Vor der Themsemündung blieben wir am frühen Morgen des 16. Mai 1915 liegen, erst um 10 Uhr etwa öffnete sich die Kette der Wachtschiffe, und mit vielen andern Fahrzeugen fuhren wir die Themse hinauf auf London zu. Bei Tilbury legten wir an. Das war eine fröhliche, aufgeregte Gesellschaft, die sich an jenem Tage zum Mittagessen versammelte, glücklich hoffte und dachte man, in wenigen Tagen daheim zu sein. Und dann entstanden allerlei dunkle Gerüchte, es wurde geredet von

der Internierung Aller in London, dann wieder sollten nur die Männer zurückbehalten werden, dann wieder, wie bei der ersten „Golconda“, nur einige von ihnen -, aber Gewissheit war nicht zu erlangen weder beim Kapitän noch bei den anderen Offizieren. Am Nachmittag wurden die von der indischen und südafrikanischen Regierung den Reisenden ausgestellten Pässe ausgehändigt und wieder abgefordert. Seit Tagen schon war von Allen fieberhaft gepackt worden, nun brachten vorsichtige Leute für eine nochmalige, etwaige Trennung ihr Gepäck in Ordnung, bedrückt und mutlos ging man schlafen -, was würde der nächste Morgen bringen? Da wurden alle die schlimmen Gerüchte zur Wahrheit, alle Männer erhielten Befehl, in einer Stunde zum Verlassen des Schiffes fertig zu sein -, wohin würde es gehen? Das gab wieder einen schweren Abschied, als um 10 Uhr der kleine Dampfer, der den Verkehr zwischen den beiden Themseufern vermittelte, an die Seite unsres Schiffes kam, und einer nach dem andern mit seinem Kofferchen in der Hand die Schiffstreppe hinunterstieg -, wie lange würde die neue Gefangenschaft, die neue Trennung dauern? Wir folgten dem Schiffe mit unsern Augen, sahen die Insassen am andern Ufer landen und in dem langen Eisenbahntunnel verschwinden, wohin?

Ein anderer Küstendampfer holte bald darauf die Kranken, die in einem Hospital untergebracht wurden. So waren wir allein zurückgeblieben -; unbekümmert um die Sorgen der Mütter spielten fröhlich die Kinder umher und genossen es, dass sie endlich einmal Bewegungsfreiheit und Raum zum Spielen hatten. Mit Interesse beobachteten wir das Ausladen der vielen riesigen Kisten des Vizekönigs von Indien, dessen fünfjährige Amtszeit gerade abgelaufen war, und dem wohl kein Fahrzeug sicherer für den Transport seiner in Indien gesammelten Schätze er schien, als die „Golconda“. Im Laufe des Nachmittags legte sich dann ein kleiner englischer Dampfer neben unser Schiff, und dann begann das Umladen von unserm Gepäck, das ging die halbe Nacht durch, und endlich gegen zehn Uhr am andern Morgen war man fertig, wir konnten Hinübersehen, und eine Stunde später fuhren auch wir ab, nun wirklich der Heimat zu. Einige Wochen später lag auch die „Golconda“ auf dem Grunde des Meeres, auf dem Wege in einen nördlich gelegenen Ha-

fen, wohin sie ihre Ladung bringen sollte, wurde sie versenkt. Der kleine, enge Dampfer, der uns nach Holland bringen sollte, fasste kaum so viele Menschen. Der Ess-Saal z. B. hatte nur für 26 Personen Platz, so wurde in acht Abteilungen gegessen -, und es gab gute und reichliche Kost, so viel Rindfleisch habe ich noch nicht wieder auf meinem Teller gesehen! Die See war spiegelglatt, auch der seekränkteste Mensch blieb gesund -, aber was auch uns ohne Gottes Schutz und Schirm hätte geschehen können, sahen wir an den vielen Schiffstrümmern, an denen wir vorbeifuhren, Mastspitzen versenkter oder sonst gesunkener Schiffe ragten aus dem Wasser, in der Ferne sah man aus dem Meere Rauchwolken aufsteigen, was auf ein brennendes Schiff schließen ließ, Kriegsschiffe zogen hin und her, und Unterseeboote jagten vorüber.

Von London in die Heimat

Die Nacht brachte man an allen möglichen und unmöglichen Plätzen zu, da längst nicht für Alle Betten zu beschaffen waren. Und der unruhige Schlaf war nur kurz, früh um zwei Uhr gingen wir im Hafen von Rotterdam vor Anker, deutsche Laute schlugen vom Lande her an unser Ohr, nun noch einige Stunden, dann würden wir frei sein! Groß war unsere Freude, als gegen acht Uhr Herr Missionar Rüger erschien, nun fühlten wir uns nicht mehr so allein und verlassen. Er besorgte das Einlösen unsrer holländischen Wechsel, half uns bei unserm Gepäck, und vor allem, er brachte die neuesten Nachrichten von daheim, und hier erst erfuhren wir, wie es wirklich aussah im Vaterlande und auf den Kriegsschauplätzen! Deutsche Konsularbeamte erschienen zur Feststellung der Personalien, der Morgen verging schnell, um zwei Uhr nach dem hastig eingenommenen Mittagessen stiegen wir in einen kleinen holländischen Dampfer, der uns in 20 Minuten an blühenden Obstgärten vorbei - o, wie genossen wir dies erste Bild des Frühlings! - zum Bahnhof brachte, wo liebe holländische Missionsfreunde uns empfangen und bewirteten; auch allerlei Kleidungsstücke hatten sie bereit für die, die sie nötig hatten. (Ich möchte hier noch erwähnen, dass auch in Kapstadt zwei große Kisten mit Mänteln, Kleidern, Decken und sonstigen Kleidungsstücken an Bord kamen, die von treuen deutschen Freunden Kapstadts gesammelt

waren für die vielen an Bord der „Golconda“, die nicht über warme Kleider verfügten.) Ihre Liebe versorgte uns auch für die Weiterreise mit lecker belegten Broten und andern Essvorräten, o wie wohl tat es, nach den langen Reisewochen, nach allem, was man innerlich und äußerlich durchgemacht hatte, so viel Teilnahme und Freundlichkeit zu spüren. Nun ging es quer durch Holland, durch den lachenden Frühling nach Goch, der allen Missionsfreunden wohlbekannten Grenzüberwachungsstelle. nachdem wir kurz vorher über die mächtige Rheinbrücke gefahren waren, die hüben von holländischen, drüben von deutschen Soldaten, den ersten Feldgrauen, die wir sahen, bewacht wird. „Lobe den Herrn, meine Seele“, klang es in unsern Herzen, als der Zug gegen neun Uhr auf deutschem Boden hielt. In Goch wurden wir in dem großen mit deutschen Fahnen geschmückten Saale der Zollabfertigungsstelle von Herrn Oberleutnant Merk in herzlicher Rede freundlich begrüßt, und von dem Roten Kreuz mit Kriegskaffee und Kriegsbrot. die uns ausgezeichnet schmeckten, bewirtet und erquickt. Da lernten wir auch die „Sommerzeit“ kennen, und es kam einem ganz sonderbar vor, wie lange es hell blieb. Es entwickelte sich ein gar reges Leben und Treiben bis in den neuen Tag hinein. Noch einmal wurden die in Rotterdam aufgenommenen Personalien durchgesehen, verglichen und ergänzt, die Fahrscheine für die freie Fahrt zum Bestimmungsorte ausgehändigt, Telegramme an die daheim auf uns wartenden Lieben aufgegeben, zur Begrüßung eingelaufene Briefe an die glückstrahlenden Empfänger abgegeben - eine von uns erfuhr erst hier von dem Heldentode ihres Bruders, so wohnten einmal wieder Freud und Leid so nahe beieinander - das Gepäck wurde flüchtig durchgesehen -, da verging die Zeit im Fluge. Der große Saal wurde zum Schlafsaal umwandelt, wo todmüde Mütter mit ihren unruhigen Kindern den so nötigen Schlaf suchten und vielleicht auch fanden. Andere brachten die Nacht, oder vielmehr den übrigbleibenden Teil derselben, auf den Bänken und in den Gängen der Bahnwagen zu, und schon um sechs Uhr fuhren die nach Süddeutschland Reisenden ab, die nach den andern Richtungen folgten später. So zerbröckelte allmählich die große Reisegesellschaft, und nun sind wir, die wir acht Wochen lang aufeinander angewiesen waren, in ganz Deutschland verstreut, und man hört nichts mehr

voneinander. Wir Leipziger fuhren fast alle um 10 Uhr 15 Minuten in der Richtung nach Leipzig, und mit uns die Breklumer und Hermannsbürger Missionsleute, die, wie auch einige von uns, auf dieser und jener Station ausstiegen, so dass unsere Reisegesellschaft immer kleiner wurde. In Hannover begrüßte uns Herr Pastor Lohmann, der zehn Jahre vorher in Kodaikanal unser Gast gewesen war, und in freundlicher Fürsorge dargereichter heißer Kaffee und richtige deutsche Butterbröte stillten Hunger und Durst nach der langen Fahrt. In kurzer Zeit war nun der Zug in Braunschweig, und daheim - mein Telegramm war leider nicht angekommen -, gab es ein fröhliches und doch wehmütiges Wiedersehen mit unsern Kindern, die ich fast fünf Jahre nicht gesehen hatte. Ich kannte sie fast nicht wieder, so groß waren sie geworden, und so sehr hatten sie sich verändert in diesen langen,

für ein sehnedes Mutterherz doppelt langen Jahren! Schwer war es, dass der liebe Vater fehlte, aber Gottlob - schon nach fünf Wochen kehrten „unsere Männer“, um manche Erfahrung reicher, aus dieser zweiten englischen Gefangenschaft zurück.

Nun hat Gottes Güte einem jeden von uns ein Plätzchen beschert, wo wir auch in Seinem Weinberge arbeiten dürfen. Und in Seiner Schule lernen wir nun abwarten, wie es weiter mit uns, mit unsrer lieben Mission werden wird. Er kann uns ja, wenn es Sein heiliger Wille ist, auch die Wege nach Indien wieder öffnen! Ihm wollen wir getrost alle unsere Sorgen anvertrauen, denn

*Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ,
die Sach', an der wir stehn,
und weil es Deine Sache ist,
kann Sie nicht untergehen.*

Unter indischer Sonne

19 Monate englische Kriegsgefangenschaft in Ahmednagar

Von Hans Georg Probst

Oranien-Verlag, Herborn 1917

Wohnstätten und Mitbewohner

Gleich, wenn man von der Hauptstraße "Kitchener road" kommend, durch das große rot gestrichene Gittertor ins A-Lager tritt, sieht man links und rechts vor sich die langen säulengeschmückten Veranden der Buren-Steinbaracken. In diesen Baracken sind die vom Glück besonders begünstigten Gefangenen untergebracht. Obwohl diese vier Burenbaracken herzlich schlecht sind, gibt es nämlich für die weniger Glücklichen noch schlechtere Behausungen. Die Steinbaracken sind einstöckige Gebäude aus Backsteinen und haben vor der Längsseite eine etwa zwei Meter breite Veranda. Das Dach ist mit Ziegeln bedeckt. Drei dieser Baracken sind in je drei Säle und einige kleine Zimmer eingeteilt, in denen zusammen je hundert Gefangene wohnen können. Mehr Leute könnten unter keinen Umständen darinnen untergebracht werden. In Friedenszeiten sind diese Baracken für je 60 Soldaten berechnet. Die vierte Steinbaracke hat eine Reihe von kleinen Zimmern, in denen je nach der Größe, drei, vier oder auch nur zwei Leute untergebracht sind. Die Bewohner dieser Räume haben es wohl am besten getroffen und können zu den Glücklicheren im Lager gezählt werden. Die größte Annehmlichkeit dieser Steinbaracken sind die Steinböden, die einen doppelten Vorteil bieten. Einmal bewirken sie selbst in der heißesten Zeit eine recht angenehme Kühlung der Räume. Zum andern kann man sie immer wieder reinigen, ein Vorteil, den nicht alle Gefangenen im Lager haben. Viel weniger Lobenswertes kann man über die Dächer berichten. In völliger Pflichtvergesenheit lassen sie während der Regenzeit das Wasser in Strömen durch. Ich habe es mehrere male versucht, mein Bett unter ein wasserdichtes Stückchen Dach zu bringen. Es gelang mir trotz des begreiflichen Eifers nicht. Ich musste schließlich, wenn der Regen gar zu stark wurde, mit aufgespanntem Regenschirm im Bette liegen. Will man durch eine der Türen auf der Hinterseite ins Freie treten, so muss man acht geben, dass

man sich an der niederen Stalltür nicht den Dippel bohrt, oder dass einem nicht eines der vielen losgebrochenen Ziegelstücke auf den Kopf fällt. Die Baracken sind im Laufe der Jahre baufällig geworden und waren vor dem Kriege bereits zum Abbruch bestimmt. Deshalb darf man sich auch über abgefallenen Verputz, Zerbrochene Fensterscheiben, Löcher und Risse in den Mauern nicht wundern. Das hätte man alles vor dem Einzug der Gefangenen herrichten lassen müssen. Jedenfalls dachten aber die Behörden, dass das alles der Hunnen wegen nicht nötig sei. Für die ist alles gut genug. Die Gefangenen haben dann auch den anfänglichen Kampf um bessere Wohnstätten aufgegeben. Aber innerhalb der Baracken tobt noch immer ein nie endender Kampf. Der Kampf gegen die Wanzen. Man kann ohne Übertreibung von Millionen von Wanzen reden. Überall und jederzeit kann man sie finden. Ich erinnere mich an Betten, die von Wanzen wimmelten. Da heißt es kämpfen, blutige Schlachten schlagen, wenn man keine schlaflosen Nächte will. Hat man sich zu einem Angriff großen Stils entschlossen, so bringt man seine verwanzte Eisenbettstelle ins Freie, übergießt sie mit Petroleum und lässt das Möbel einmal ordentlich lichterloh brennen. Dadurch werden alle Wanzen, auch die Eier vernichtet. Man hat für einige Tage Ruhe. Aber der Sieg nach so heißem Kampfe ist immer nur ein zeitweiliger. Wer denkt, er dürfe nach diesem Sieg länger als acht Tage auf seinen Lorbeeren ausruhen. - wobei unter Lorbeeren das frische, gereinigte Bett zu verstehen ist -, der wird bald inne werden, dass er sich falsche Illusionen gemacht hat. Schon nach zwei oder drei Tagen ziehen die Blutsauger wieder ein. Der wenigen wegen regt man sich noch nicht auf. Erst nach acht Tagen ist die Zahl wieder so angewachsen, dass ein neuer Feuerüberfall empfehlenswert ist. Ein besonders kampfesfroher Deutscher sammelte eine Zeitlang diese Plaggeister in Spiritus. Als er genügend Wanzenleiber gesammelt hatte, klebte er in Buchstabenform eine

neben die andere. Das wenig geschmackvolle Bild zeigt auf einem Karton die Worte: "Andenken an meine schlaflosen Nächte in Ahmednagar." Vielleicht ist ein englischer Raritätensammler bereit, dieses Bild einmal für teures Geld zu erstehen.

Selbstverständlich ist es unter solchen Umständen durchaus keine Schande im Lager, Wanzen zu haben. Mit fröhlichem Gruß geht man am Nachbar vorüber, wenn man ihn gerade bei der Jagd findet. Krabbelt einem lieben Leidensgenossin eines der Tierlein auf dem weißen Hemde oder Rock herum, so nimmt man ihn: ohne viele Worte die Last mit den Fingern ab. Wir haben uns alle an solche Vorkommnisse gewöhnt. Den Hausfrauen aber, die etwa einen der Ihrigen draußen in Ahmednagar gefangen wissen, gebe ich den Rat, bei der einstigen Heimkehr ihrer Lieben keinen ins Haus zu lassen, ohne vorher eine gründliche Untersuchung veranstaltet zu haben. Besonders empfehlenswert aber dürfte es sein, alle Kisten und Gegenstände vor der Benutzung gründlich zu reinigen.

In den Winkeln und Ecken der Baracken finden sich Zuweilen auch Schlangen. Die Gefangenen leben eng aufeinander und müssen deshalb ihr Gepäck überall in den Ecken und Winkeln Zusammenstellen. Da können sich die Schlangen prächtig dazwischen aufhalten. Es ist recht unangenehm, wenn man achtlos in einem solchen Winkel im Gepäck herumstöbert und plötzlich in unmittelbarer Nähe ein solches Reptilium entdeckt. In Indien sind die Schlangen zu allem Überfluss meist sehr giftig. Man kann von Wundern reden, dass bisher noch niemand von diesen Schlangen gebissen wurde. Die Gefahr war allerdings früher gering. Jetzt wird sie von Woche zu Woche größer, weil die Engländer rings ums Lager herum eine Kaktushecke anpflanzen, um das Ausbrechen der Gefangenen durch den Stacheldrahtzaun zu erschweren. Je höher diese Hecken wachsen, desto größer wird die Schlangengefahr, denn die Schlangen halten sich mit Vorliebe in solchen Kaktushecken auf.

Um all diesen unerwünschten und lästigen Gästen den Aufenthalt in unseren Räumen nach Möglichkeit zu erschweren, machen in einzelnen Sälen die Gefangenen alle 4 Wochen einmal gründlich rein. Ein solches Reinemachen dauert einen halben Tag. Alle ziehen Stiefel und Strümpfe aus, die Hosen

werden bis zum Knie hinaufgestülpt, alle Möbel und alles Gepäck werden ins Freie getragen. Dann beginnt die Arbeit oben unterm Dach, wo sich die Spatzen eingemischt haben und den Mittagsschlaf mit ihrem unverschämten Lärm stören. Ist es da oben rein, wobei auch die Spinnwebennester nicht übersehen werden, dann geht es über das Steinpflaster her. Die einen der Gefangenen haben sich in Reihen aufgestellt und durch der "Hände lange Kette fliegt der Eimer um die Wette." Die anderen plagen sich unter Strömen von Wasser mit dem Schrubben. Mancher erlahmt vor der Zeit und verschwindet stillschweigend. Nur ein paar Tapfere halten aus bis zum Schluss und hören nicht eher auf, als bis der letzte Schmutz zur Türe hinausgefegt. Schlangen und Spatzen und allerlei Insekten müssen das Quartier räumen. Die Mäuse aber, die natürlich auch zahlreich vorhanden sind, fängt Fips, der Seidenpintcher, dem man das Zeugnis eines äußerst geschickten Mäusefängers ausstellen muss. Aus alledem kann man ersehen, wie wenig schön es in diesen Steinbaracken ist. Es bleibt schrecklich viel zu wünschen übrig. Und doch sind ihre derzeitigen menschlichen Bewohner dankbar, dass sie es so haben.. Sie zählen sich zu den vom Glück Bevorzugten. Es gibt im A-Lager noch zehn andere Baracken. Die sind unvergleichlich viel schlechter. Das sind die Blechbaracken. Einer fand einen feinen englischen Ausdruck dafür. Er nannte sie timboxes, Blechbüchsen. Sie sind auf ebener Erde errichtet. An manchen Stellen fließt das Regenwasser während der Regenzeit wie Bäche hinein. Die ganzen Hütten bestehen nur aus einem notdürftigen Gerüst aus schwachen, zerbrechlichen Balken und auf dieses baufällige Gestell sind die Wellblechstücke aufgenagelt. Einige wenige Fenster und Türen sollen dem Ganzen das Aussehen menschlicher Wohnstätten verleihen. Die Fenster wären eigentlich nicht nötig. Zwischen den vielen Ritzen und Lücken geht mehr frische Luft herein als nötig, und während der Regenzeit findet der Regen seinen Weg ins Innere ebenso wie die Wolken von Staub während der Zeit der heißen Winde. Bei der Errichtung dieser Dinger wurde zum Schutz gegen die Hitze etwas Erde aufs Dach geklebt. Bei einem kurz darauf nötig gewordenen Umbau wurde diese Erde zum Teil wieder entfernt. Der letzte Rest wurde während der eisten Regenzeit durch die heftigen Regengüsse weggewaschen. So lag

nun dieses Wellblechdach länger als ein ganzes Jahr, zwei heiße Zeiten hindurch bloß da, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne ihren glühend heißen Strahlen ausgesetzt. Es bedarf wirklich nicht allzu vieler Phantasie, um sich vorstellen zu können, welche entsetzliche Hitze im Inneren der "Blechbüchsen" herrschen musste. Die Durchschnittstemperatur ist ca. 50° Celsius. Naturgemäß ist die Hitze während der heißen Jahreszeit, etwa von Februar bis Juni, am schrecklichsten. Da liegen die Bewohner dieser Baracken zwischen zehn Uhr vormittags und vier Uhr abends auf ihren Feldstühlen, Matten oder Betten herum, mit entblößtem Oberkörper, die Stirne und Brust mit feuchten Tüchern kühlend, und schnappen buchstäblich nach Luft. Kopfschmerzen und allgemeine Müdigkeit sind alltägliche Erscheinungen. Erst abends, wenn die Sonne sinkt und der kühlende Wind einsetzt, kommt wieder etwas Leben in die Gesellschaft. Das geht monatelang Tag für Tag so fort. Es ist außer Frage, dass im Laufe der Zeit zahlreiche Gefangene die Anfänge eines Nerven- oder Kopfleidens zu spüren bekommen, das sich ganz allmählich festsetzt und bei manchem auch später nicht mehr verschwinden wird. Ich habe manchmal von den Bleikammern Venedigs gehört und gelesen. Seit ich in Ahmednagar die Blechbaracken und ihre Bewohner kennen gelernt habe, bin ich überzeugt, dass jene Bleikammern keine schlimmern Einrichtungen waren. Lehrer übertreiben manchmal, um eine Sache deutlicher zu machen. Ich kann wohl ohne Übertreibung die Verhältnisse klarlegen, wenn ich sage, dass ein einigermaßen für sein Vieh sorgender, deutscher Bauer seine Schweine in solchen Hütten nicht unterbringen würde. Und wenn auch der amerikanische Konsul, der uns zwei oder drei Mal während der 1½ Jahre meines Aufenthaltes im Lager besuchte, an diesen Blechbüchsen nicht viel auszusetzen hatte, so hat das ganz einfache Gründe. Er war im Herzen englisch gesinnt, denn der Konsul von Bombay durfte nie kommen, weil er einen deutschen Namen hat. Immer musste der Konsul von Kalkutta zwei Tage reisen. Und wenn dieser Herr kam, dann hielt er sich immer nur zwei bis drei Minuten in solchen Räumen auf, und nie war er zur heißesten Zeit da. Nur englische Zivilisation und Weltbeglückertum bringt es fertig, Zivilgefangene, Missionare, die seit vielen Jahren für Indiens Wohl arbeiteten, und schwache

junge Leute von 16 Jahren und empfindliche Leute im Alter von 55-60 Jahren in solchen Menschen unwürdigen Behausungen unterzubringen und sie zwei Jahre lang bei Wind und Wetter, Sandsturm und Tropenhitze drin wohnen zu lassen. Im Märchen von Hänsel und Gretel ist die alte Hexe beschrieben, wie sie mit viel Kunst und süßen Worten die ahnungslosen Kinder zu sich lockt. Kaum sind sie in ihren Krallen, so beginnt die nackte Grausamkeit der Hexe offenbar zu werden. Das Gleiche erfahren alle, die sich harmlos England ausliefern. Mit hohen, schönen Worten wird man eingefangen, um nachher mit rücksichtsloser Grausamkeit ausgebeutet zu werden.

Unsere Lagervertretung hat sich mehrere Male bemüht, den Kommandanten zu einer Verbesserung dieser Wohnstätten zu bewegen. Wir stießen jedes Mal auf unüberwindlichen Widerstand. Einem deutschen, gefangenen Konsul sagte er sogar einmal im Laufe eines diesbezüglichen Gesprächs: "Ihr habt es gut, sehr gut, viel zu gut!" Nachdem wir ihn ein Jahr lang immer wieder mit dieser Bitte bearbeitet hatten, ließ er sich endlich dazu bewegen, auf die Wellblechbedachung wenigstens kleine, halbgebrannte Ziegel legen zu lassen, d. h. den Ausschlag musste ein Befehl des kommandierenden Generals geben. Nun ist die Hitze von oben zwar etwas gemildert, aber durch die Lücken und Spalten und besonders durch die Wellblechwände, die ja auch den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, bleiben diese Baracken trotzdem immer noch für Menschen vollständig unpassende Wohnungen. Um sie einigermaßen bewohnbar zu machen, müsste wenigstens ein ordentlicher Steinboden gelegt werden. Jetzt sieht man nur Geröll und Schmutz. Die beste Abhilfe wäre aber, wenn überhaupt neue, ordentliche, gesundheitlich einwandfreie Baracken gebaut würden. Sehen sich die Engländer in Indien außer Stande, den einfachsten Forderungen der Zivilisation nachzukommen, so kann man ihnen nur den Rat geben, harmlose Zivilisten nicht aus den Häusern und von den Straßen wegzurauen. Sind ihnen die Deutschen während des Krieges in Indien unbequem, so sollen sie den im Völkerrecht vorgeschriebenen Weg gehen und die feindliche Zivilbevölkerung heimschicken, anstatt sie langsam krank und leidend zu machen.

Eine andere Einrichtung, die viel zu wünschen übrig lässt, sind die Aborte. Wasser-

spülung oder ähnliches gibt es natürlich nicht und kann bei den indischen Verhältnissen billigerweise kaum verlangt werden. Die Reinigung besorgen in jeder Latrine zwei Eingeborene. Aber wie oft muss man diese Menschen manchmal rufen, bis sie kommen. Das kräftige: "waiter, panch number rafkaro" tönt manchmal über den Platz in die Baracken herein. Häufig genug wird man dann von diesen Schmutzfinken, die sich ordentlich etwas darauf einbilden, dass wir von ihnen abhängig sind, mir einer ganzen Flut der schönsten Schimpfworte bedacht, die man am besten mit Stillschweigen anhört. Die größten Mängel der ganzen Anlage treten zu bestimmten Jahreszeiten zutage. Wenn in der heißen Zeit die starken Winde wehen, bekommt man keine Wohlgerüche vor die Nase, wohl aber zuweilen zu allem Überfluss allerlei Papiere, die der Wind da her austreibt.

Zweifellos die beste und wohltätigste Einrichtung des ganzen Lagers sind die drei neu errichteten Badehäuser mit je zehn Spritzeinrichtungen. Sie sind die einzige, direkt von Engländern ohne weitere Aufforderung im Lager bereitete Wohltat. Besonders in der heißen Zeit sind die Einzelzellen der Badeanstalten von morgens bis abends besetzt. Wie wohltuend der Einfluss der Bäder ist, das kann man schon von weitem am fröhlichen Singen und Scherzen der Badenden merken. Leider hat man in jener Gegend nur spärlichen Regen. Deshalb muss mit den vorhandenen Wasservorräten möglichst sparsam umgegangen werden, um einen völligen Wassermangel während der heißen Zeit zu vermeiden. So wurde eines Tages die Badezeit eingeschränkt. Von elf Uhr bis vier Uhr nachmittags bleibt die Wasserleitung geschlossen. Trotzdem kommt es in der heißen Zeit oft genug vor, dass man eine halbe Stunde und länger eingeseift unter dem Spritzer steht und auf ein paar Tropfen des erfrischenden Nasses wartet.

So leben wir - so leben wir alle Tage

Die eben erwähnte Knappheit macht sich auch beim Trinkwasser bemerkbar. In der kalten Zeit von Oktober bis Februar sind für je zehn Mann fünf Kübel Trinkwasser erlaubt. Das reicht. In der heißen Zeit sind zwölf Kübel erlaubt. Das ist bei weitem zu wenig. Es kommt fast täglich vor, dass schon um elf Uhr, ja um zehn oder $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags kein Tropfen Wasser mehr in der

Tonne ist. Um sich den nötigen Tagesbedarf zu sichern, warten die Gefangenen schon mit allerlei Töpfen und Kannen, wasserdichten Säcken und Schüsseln, bis das Wasser gebracht wird. Um sieben oder $7\frac{1}{2}$ Uhr morgens kommen die schwarzen Gesellen dahergekeucht. Jeder hat zwei Eimer an den Enden einer Stange über dem Nacken. Unter lautem Geplauder leeren sie das Nass in die Tonnen. Hinterher kommt noch ein englischer Soldat mit allerhand chemischen Mitteln, Chlor und Salzsäure glaube ich, von denen er bestimmte Mengen eingießt, um die Krankheitskeime im Wasser zu töten. Früher wurde alles Trinkwasser gekocht, denn ungereinigtes Wasser in Indien zu trinken, ist leichtsinnig und zum mindesten gefährlich. Dieses Kochen des Wassers wurde der Verwaltung allmählich zu umständlich, vielleicht auch zu teuer. Deshalb wurde die chemische Behandlung mit Chlor eingeführt. Dadurch wird das Wasser zwar keimfrei, aber es bekommt einen unangenehmen Geschmack.

Kaum ist die chemische Behandlung des Wassers beendet, so schleppen die Gefangenen auch schon das Wasser fort, jeder so viel, als er zu seinem Bedarf nötig zu haben glaubt. Der Vorrat ist aber bald aufgebraucht. Die weniger kecken und rücksichtslosen Gefangenen bekommen oft keinen Tropfen und müssen eben zusehen, wie sie ihren Durst den Tag über löschen können. Dieser Missstand trifft besonders die armen Gefangenen. Die Wohlhabenderen können sich für eine Mark täglich zwölf Flaschen Selterswasser, Bier und Whisky oder Wein kaufen. Hingegen Leute, wie etwa Seeoffiziere, Matrosen und andere, die von ihren Schiffen weggeholt wurden und von ihren Gesellschaften gar nicht oder nur sehr dürftig versorgt werden, können sich nichts derartiges leisten. Der ganze Übelstand, den ich hier erzähle, scheint nicht viel zu bedeuten. Eine Kleinigkeit, meint vielleicht der Leser. Dem ist aber nicht so. Es ist wirklich keine leichte Sache, in den Tropen an Wassermangel leiden zu müssen. Es ist meine Erfahrung, dass Indien ohne Wasser oder ohne ausreichende Mengen von Wasser die reinste Hölle wäre. Ähnlich wie mit dem Trinken steht's im Lager mit dem Essen. Im A-Lager wird die Kost in zwei Küchen bereitet. Von diesen beiden Küchen entspricht nur die eine einigermaßen den hygienischen Anforderungen. Das ist eine etwas schmutzige, aber

sonst gut eingerichtete Militär-Dampfküche. Die andere aber ist eine äußerst primitive Feldküche. Auf einem freien Platze sind aus fünf oder sechs Backsteinen vier Feuerstellen errichtet, auf denen die großen, bauchigen Kupferkessel stehen. Auf dem großen Tisch nebenan werden das Gemüse und das Fleisch zerschnitten, und zurechtgemacht. Das ist die ganze Küche. Bei Regen mussten anfangs die Köche mit aufgespannten Schirmen kochen. Später fand selbst der amerikanische Konsul diese Einrichtung zu primitiv, und seinem Drängen ist es zuzuschreiben, dass über den Feuerstellen wenigstens ein Blechdach errichtet wurde, um die Küche während der Regenzeit vor dem stärksten Regen zu schützen. Von vorne und hinten wird aber der Regen immer noch hereingetrieben.

Die Kost selbst lässt viel zu wünschen übrig. Sie besteht des Morgens aus einem englischen Pfund Weißbrot und Tee, mittags aus Suppe, Fleisch, Kartoffeln und Gemüse, das immer verschmählt wurde, wegen der "durchschlagenden Wirkung." Findige Köpfe fanden den schönen Namen "Ventilationsgemüse" dafür. Um vier Uhr kann man sich dann noch einmal mit einer Tasse Tee erfrischen, zu dem man ein Stück des Brotes genießen kann. Das Fleisch ist immer reichlich mit großen Knochen versehen. Indisches Rindfleisch ist ohnehin saft- und kraftlos. Einige Male waren im Fleisch sogar Maden zu finden. Die Kartoffeln sind verschieden. Selbst die englische Regierung, der man doch sicher keine rührseligen Gefühle uns gegenüber zuschreiben darf, fand dieses Essen für unzureichend. Ohne irgendwelche Klage unsererseits erklärte sie sich bereit, täglich jedem Gefangenen eine Unze, d. h. ein Taler großes Plätzlein Butter und einige Tropfen Milch zu verabreichen. Mit dieser "aufgebesserten" Kost sollen sich die Gefangenen die ganze lange Zeit der Gefangenschaft über im tropischen Klima ernähren. Wer die Tropen aus Erfahrung kennt, weiß, dass die Hausfrauen geradezu Künste anwenden müssen, um den immer mehr verschwindenden Appetit anzuregen. Viel Abwechslung ist das Hauptgeheimnis einer guten Küche in den Tropen. Tag für Tag dasselbe Gericht essen zu müssen, das kaum gewürzt und nur mit Mühe hinunterzubringen ist, verdirbt allmählich den Appetit so, dass man vor allen Speisen einen Ekel bekommt. Ich betone noch, dass das durchaus nicht

Genäschigkeit oder Verwöhntheit, sondern eine ganz natürliche Folgeerscheinung der tropischen Hitze ist. Wir kennen diese Appetitlosigkeit ja auch, wenn wir uns an besonders heiße Sommertage erinnern. Es ist ein überaus wohltätiger Dienst des Roten Kreuzes an den Gefangenen in den auswärtigen Lagern, dass es da helfend einschreitet. Auch nach Ahmednagar werden vierteljährlich etwa 2.500 Mk. geschickt. Diese Summe, zusammen mit den freiwilligen Beiträgen der Gefangenen selbst, ermöglicht es, die Kost schmackhafter zuzubereiten und auch für etwas Abwechslung zu sorgen. Sogar ein einfaches Abendessen kann für einen großen Teil der Gefangenen aus diesen Geldern hergestellt werden. Auf diese Weise ist durch edle, deutsche Bemühungen die Kost verbessert worden. Ich möchte das deutlich aussprechen, damit nicht etwa später einmal die Engländer dieses bene auf ihr Konto schreiben. Solche "Schiebungen" lieben sie nämlich.

In manchen Kreisen ist man der Meinung, die Kost im Lager sei gut. Diese Meinung mag zum großen Teil aus Privatbriefen Gefangener herrühren. Dabei ist aber mancherlei zu bedenken. Selbstverständlich würde kein Brief mit der Bemerkung, die Kost sei schlecht, die Zensur passieren. Auch muss man oft darauf achten, in welcher finanziellen Lage sich so ein Berichtstatter befindet. Viele der wohlhabenderen Gefangenen befinden sich in der angenehmen Lage, sich aus eigenen Mitteln eigene Küchen einzurichten. Meist tun sich mehrere solcher Herren zusammen, stellen einen kochkundigen Matrosen oder gar einen der gefangenen Schiffsköche an und lassen sich von ihm das Essen zubereiten. Alles dazu Nötige kann man beim Parsi in der Lagerkantine kaufen. Milch, Butter, Eier, Fleisch, Obst, Gemüse, Kartoffeln, Gewürze, Mehl, Essig und Öl, selbst Geflügel, kurz alles, was man zu einem guten, schmackhaften, ja sogar üppigen Mahl braucht, ist erhältlich. Der Parsi besorgt alles, wenn man fleißig bezahlt. Es ist klar, dass die Teilnehmer einer solchen Tischgesellschaft, oder Leute, die sich zur Regierungskost aus eigenen Mitteln noch allerlei dazu kaufen können, mit einem gewissen Recht behaupten können, das Essen im Lager sei gut und es sei im Lager schon auszuhallen. Sie empfinden nicht die Eintönigkeit der Kost jahraus, jahrein. Man kann

vielleicht sagen, dass sie es in Bezug auf Essen sogar besser haben als wir daheim in der Heimat. Ihr Essen sei ihnen von Herzen gegönnt. Aber sie sollten ihre Verhältnisse nicht zum Maßstab für alle machen, wenn sie Lagerzustände öffentlich bekanntgeben. Tatsache ist, dass die Gefangenen des Lagers A mit der Kost nicht zufrieden sind, auch nicht zufrieden sein können, soweit das in Betracht kommt, was ihnen die englische Regierung vorsetzt.

Unter allen Gästen King Georges V. im Ahmednagarlager gibt es wohl nur eine Art, die wirklich zufrieden ist. Das sind die Aasgeier, deren es dort Hunderte gibt. Jeden Mittag, pünktlich zur Essenszeit, kommen aus der Umgegend durch die Lüfte daher diese hässlich gestalteten Vögel und sammeln sich oben auf den Dachfirsten der Steinbaracken in der Nähe der Küchen. In Reih und Glied sitzen sie bewegungslos oben, einer eng neben dem andern und beobachten mit ihren scharfen Adleraugen die Gefangenen, wie sie behutsam ihr Mittagmahl auf Schüsseln und Tellern über den Hof nach ihren Wohnstätten tragen. Jetzt haben sie einen der Leute entdeckt, der ahnungslos schwätzend oder achtlos träumend unvorsichtig dahingeht. Wie der Blitz aus heiterem Himmel schießt einer dieser frechen Geier auf den Teller hinunter, krallt während eines majestätischen Gleitfluges das Fleisch oder sonst ein passendes Stück aus der Schüssel heraus und ist fort, ehe der erschreckte Mensch nur zur Überlegung gekommen ist. Irgendwo in einem stillen Winkel oder auf dem Gipfel eines Baumes verschlingt der Räuber dann seine Beute unter dem heiseren Gekrächz der Raben in der Nähe, die lauernd bereitstehen, das zu holen, was der Geier im Abereifer etwa auf den Boden fallen lässt. Solche Schauspiele wiederholen sich täglich. Der Schreck der beraubten Gefangenen und das Spottgelächter der Zuschauer ist immer gleich groß. Es gibt immer wieder solche, die nicht vorsichtig genug sind, und es gibt auch immer eine Anzahl, die auf der Veranda stehend, sich ein tägliches Mittagsgenügen daraus machten, auf solche Ereignisse zu warten. Sie bieten eine kleine, angenehme Abwechslung im öden Einerlei des Gefangenenlebens.

Arznei gegen Verblödung

Für Unterhaltung muss eifrig gesorgt werden. Die Ahmednagarleute tun ihr möglich-

tes, sich vor Langeweile zu schützen. Eine der besten Gelegenheiten zur Unterhaltung ist die bunt zusammen gewürfelte Gesellschaft. Es sind Deutsche und Österreicher da und ein Bulgare. Auch je ein Amerikaner, Schweizer und Grieche wurden versehentlich ins Lager gesteckt. Einmal befanden sich auch zwei englische Soldaten unter uns, die deutscher Abstammung waren und deshalb nicht für sicher galten. Einer wurde später wieder ins Heer eingereiht. Aus allen Gegenden des indischen Ozeans findet man sich da zusammen. Die meisten sind wohl aus Indien gekommen. Aber Indien ist sehr groß und so finden sich im Lager Leute aus Tibet und Tutukorin, Assam und Malabar, Nangun und Beludschistan, Simla und Madras, Bombay und Kalkutta, ja selbst aus Peschawar und den Grenzgebieten von Afghanistan. Andere sind durch die englischen Kriegsschiffe von deutschen oder neutralen Handelsschiffen heruntergeholt und nach Ahmednagar gebracht worden. Manche deutsche Schiffe wurden ja schon zwei Tage vor Ausbruch des Krieges festgehalten. Diese Seeleute sind alle weitgereiste Menschen und kamen von China oder Japan oder Australien. Etwa 10 der Gefangenen waren auf ihren deutschen Schiffen bei Ausbruch des Krieges mit höchster Kraftanstrengung bis zum holländischen Hafen Sabang gekommen. Dort waren sie ein ganzes Jahr. Dann konnten sie die Sehnsucht, daheim mitzukämpfen und sich fürs Vaterland nützlich zu machen, nicht mehr unterdrücken. Sie schifften sich heimlich, ohne Wissen des Kapitäns in einem schwedischen Dampfer ein und kamen bis Aden. Dort wurden sie von den Engländern aufgegriffen und nach Ahmednagar gebracht. Eine Anzahl der Gefangenen waren Kaufleute in Vasra. Einer der Gefangenen hatte sogar seine kriegerische Laufbahn bei Ausbruch des Krieges daheim begonnen, hatte in einem bayrischen Reiterregiment die Mobilisierung mitgemacht und seine ersten Kämpfe bei Metz und Nancy erlebt. Später wurde er in die Türkei und nach Mesopotamien geschickt. Dort war er mit anderen Deutschen zusammen mitbeteiligt, mit viel List und Mut die Engländer monatelang aufzuhalten. Diese Leute haben viel dazu beigetragen, dass den Engländern später ein so überaus warmer Empfang bei Bagdad bereitet werden konnte. Leider durften sie bei dem Empfang nicht mehr dabei sein. Bei dem anfänglichen Rückzug der Türken wurden vier dieser Tapferen, darunter auch

dieser Bayer, von Arabern überfallen, schwer verwundet und völlig ausgeraubt bis aufs Hemd. So fielen sie später den Engländern in die Hände und wurden nach Ahmednagar gebracht. Ein anderer dieser vier Braven ist ein Schweizer und der dritte ein Österreicher. Die Geschichte eines jeden derselben ist ebenso interessant als bewundernswürdig. Auch ein deutscher Gardartillerieoffizier kam eines Tages daher. Er hatte sich nach anfänglichen Kämpfen in Frankreich nach dem Osten begeben, und sich unter unendlich viel Gefahren wie auf einem Räuberzug durch ganz Persien bis an die Grenze von Afghanistan durchgeschlagen. Dort fiel er nach einem Kampfe erschöpft in die Hände der Engländer, nachdem er zweimal durch ihre Postenkette geschlichen war, um Wasser zu trinken. Er ist in Fesseln nach Ahmednagar gebracht worden.

Auch aus Ostafrika sind etwa 20 deutsche Krieger da. Die meisten von ihnen wurden auf einer kleinen, der Küste vorgelagerten Insel gefangen genommen. Gegen die 15 Leute wurden ein ganzes englisches Regiment und mehrere Kriegsschiffe aufgeboten. Erst nach einer heftigen Beschießung wagten die Feinde die Landung. Der Erfolg waren zwölf Gefangene, die einzige Besatzung der ganzen Insel. Andere Ostafrikaner hatten die Schlachten bei Tanga und Longitududo mitgemacht, die den Engländern zusammen etwa 3.000 Menschen gekostet haben. Bei späteren Patrouillenritten auf britischem Gebiete gerieten sie in Gefangenschaft und wurden nach Indien gebracht. Einer der Gefangenen ist der Berufskonsul aus Buschir in Persien. Die Engländer haben ihn bei Nacht und Nebel aus dem neutralen Hafen herausgeholt und in den Unterhosen aufs Schiff geschleppt. Erst der nachfolgende Diener konnte ihm wenigstens einige Kleider bringen. So könnte man noch manche interessante Persönlichkeiten aus der Schar der Gefangenen anführen. Es ist kaum möglich, sich irgendwo eine mannigfaltigere Gesellschaft auszusuchen. Man müsste schon ins bunt gesprenkelte Heer unserer Feinde gehen.

Aus dem Geschilderten lässt sich ersehen, dass es im Lager reichlich Gelegenheiten gibt, von den Einzelnen Erzählungen oder wohlgeordnete Vorträge über ihre mannigfachen Erlebnisse zu hören. Immer, wenn wieder neue Gefangene aus irgend einem Teile der Welt kommen, gibt es einige Tage

lang ein großes Fragen und Forschen. Auch die große Verschiedenheit der Berufe und der Bildung geben reichen Anlass zu regem Gedankenaustausch. Wo Handwerker und Eisengießer, Matrosen und Schiffsmaschinenisten, Schiffsoffiziere und Kaufleute, Missionare und Gelehrte, Maler und Musiker, Jünglinge und Männer für Monate, ja Jahre so eng beisammen wohnen wie im Gefangenenlager, da gibt es viel zu fragen und noch mehr zu disputieren, zu erklären und zu streiten. Sozialdemokraten und Missionare, Arme und Reiche, Hohe und Niedrige finden sich nicht vom ersten Tage an Zueinander. Da muss manches überbrückt und Anschauungen korrigiert werden. Das ist im Lager ebenso wie draußen im Feld bei unseren Feldgrauen. Mich dünkt, dass das für unser Volk kein Unglück sein wird. Im Lager haben alle den Segen davon verspürt. Es ist ein ständiges gegenseitiges Geben und Nehmen. Die Weitgereisten machen sich verdient, indem sie etwas aus ihren Erlebnissen Zum Besten geben oder die geographischen, kommerziellen und politischen Verhältnisse verschiedener Länder vor der Allgemeinheit in Vorträgen erklären. Wer etwas kann oder weiß, macht seine Kenntnisse in irgendeiner Art auch anderen zugänglich. So sind Lehrkurse in verschiedenen Fächern eingerichtet. Man kann Hindustanisch, Arabisch, Englisch, Französisch oder Spanisch lernen. Wer will, kann Anschluss finden in Kursen für Stenographie, Mathematik, Chemie, Biologie, Nationalökonomie oder Theologie. Seit der Musikmeister des Gouverneurs von Zentralindien - dem der Gouverneur übrigens noch das Gehalt für die beiden letzten Monate vor dem Kriege schuldet - auch im Lager weit, gibt es für Musik liebende Gefangene auch Musikstunden. Kurz, jeder Gefangene hat in Ahmednagar reichlich Gelegenheit, seine Lücken im Wissen zu verzäunen, Vergessenes aufzufrischen, nie Gelerntes neu zu lernen. Leider ist im Laufe der zwei Jahre diese rege wissenschaftliche Tätigkeit wieder erlahmt. Mancher Lehrkurs hat ganz aufgehört. Die tropische Hitze, die schlechten Wohnungsverhältnisse und nicht zum wenigsten die große Unruhe in den überfüllten Wohnräumen sind daran schuld. Nur Leute mit eiserner Energie und guten, gesunden Nerven vermochten ihr Studium bis heute fortzusetzen. Für die musikalische Unterhaltung im Lager sorgt ein großer Männerchor von ungefähr 70 Mitgliedern. Auch ein kleines Orchester von 20-24 Spie-

lern unter der Leitung des schon erwähnten früheren Kapellmeisters des englischen Gouverneurs bringt sehr nette Vorträge zustande.

Leider müssen alle diese musikalischen Unterhaltungen in einem ungenügenden Raum abgehalten werden. Nämlich in einer der Blechbaracken. Nach monatelangen Verhandlungen gelang es dem Vertreter der Chr. Vereine junger Männer in Indien, dem Herrn Charters, einem Amerikaner, bei der Regierung die Erlaubnis zu bekommen, dass wir zu Unterhaltungszwecken eine der Blechbaracken verwenden dürften. Der Verein hat dann auch noch in durchaus selbstloser Weise eine große Anzahl schöner Bänke mit Lehnen, Ruhestühle, Spieltische, ein großes Podium, Gasglühlampen, ein Klavier und ein Harmonium gestiftet. Einmal in der Woche schickt der Verein sogar einen Kinematographen herein, sodass die Liebhaber solcher Aufführungen im Lager sogar ins Kino können.

Der Unterhaltungsraum des Vereins christlicher junger Männer wurde von gebelustigten Gefangenen durch allerhand Gaben, wie Fahnentücher in allen deutschen Farben, Wappen und Bildern ausgeschmückt. Die öden, trostlosen, langen Wellblechwände und die rohen Balkengerüste wurden auf diese Weise etwas verdeckt. Im Lauf der Zeit entstand so ein zwar nicht gerade künstlerisch schöner, aber doch patriotisch anregender und gemütlicher Versammlungsraum. An Sonntagen werden da die Gottesdienste beider Konfessionen abgehalten, und in den freien Stunden sitzen und liegen die Leute mit ihren Büchern oder Zeitungen herum und vertiefen sich in deren Inhalt. Auch alle Übungen der Chöre und des Orchesters werden dort abgehalten. Es ist nicht immer angenehm für die in den benachbarten Baracken wohnenden Gefangenen Wochen hindurch immer wieder das gleiche Programm durchsingen oder durchspielen zu hören. Aber doch hat all dieses Musizieren einen großen Wert. Durch all die vielen Vaterlands- und Heimatlieder wird mancher Gefangener in den trüben Stunden, die in der Gefangenschaft, ach, so oft über einen kommen, erquickt. Unbemerkt wird der oder jener ans Vaterhaus, ans Vaterland erinnert. Alte Gefühle wachen auf. Alte Bande werden wieder neu geknüpft. Die alte Liebe, die englischer Firlifanz und britisches Schlaraffenleben oder vielleicht auch die trostlose Gefangenschaft

zu vernichten droht, wird aufgefrischt. Neues Interesse, neues Wollen, neuer Mut entsteht wieder. Ich darf es wohl verraten, dass mancher dem Deutschtum schon verloren gegangene Sohn draußen sagte, er fühle nun wieder deutsch. Wir dürfen uns freuen auf manchen von denen draußen, der nach dem Krieg als wieder gefundener Sohn Deutschlands Zurückkehren wird. In unfern Liedern und in deutscher Musik kam manchem der deutsche Geist wieder nahe. Es lässt sich wirklich nicht mit Zahlen ausrechnen, wie viel Erfrischung, Erhebung, Ermütigung und Belebung von diesen Singstunden und Konzerten auf die Gefangenen überging und immer noch übergeht. Neben den guten Kriegsnachrichten, die immer hoffnungsfroh und mutig erhielten, tragen eben diese musikalischen Veranstaltungen viel dazu bei, im Lager einen guten Gesundheitszustand zu erhalten. Natürlich wird auch von feiten der Gefangenen durch allerlei Leibesübungen für die Gesundheit des Körpers fleißig gesorgt. Durch Sammlungen oder Stiftungen wurden die Mittel beschafft, um Fußball- und Faustballplätze, Reck, Barren und andere Turngeräte herzustellen. Jeden Abend, wenn die ärgste Hitze überstanden ist und ein leichter, kühler Abendwind einzusetzen beginnt, sammeln sich die einzelnen Gruppen der an den verschiedenen Spielen beteiligten Leute und tummeln sich eifrig auf den Plätzen, bis die Dunkelheit hereinbricht. Wohlhabendere haben sich sogar zwei Tennisplätze hergerichtet und spielen morgens und abends Tennis. Die Teilnehmer werden aber von manchem anderen im Lager etwas unfreundlich angeschaut, weil dieses Spiel ein so ganz ausgesprochenes Kind englischen Geistes ist.

Vor einem Jahre etwa vereinigten sich auch einmal alle Gruppen zu einem wohl gelungenen Sportfest, das sechs Tage dauerte. Am letzten Tage wurden den Siegern silberne Medaillen aus deutsch-ostafrikanischen Rupiестücken hergestellt, am schwarz-weiß-roten Band in feierlicher Weise überreicht. Schließlich muss noch eine Unterhaltungsmöglichkeit im Lager erwähnt werden. Das ist das Theater, oder genauer die "Ahmednagar-Lager-Theater-Aktiengesellschaft" A. L. T. A. G., wie sie sich nennt. Die ersten Aufführungen litten sehr durch die unpassenden, engen Räumlichkeiten, in denen sie stattfinden mussten. Da reifte in einigen Leuten ein anerken-

nungswerter Gedanke. Sie entschlossen sich in Anbetracht des immer schönen Wetters es den alten Griechen nachzutun und einfach unter freiem Himmel zu spielen. Nur eine Bühne musste beschafft werden. Zu diesem Zwecke konstituierte sich die oben erwähnte, langnamige Gesellschaft. Ihre Mitglieder, die natürlich alle zahlungskräftig sein mussten, steuerten Aktien im Gesamtwert von 250 Rs zusammen. Von diesem Neude wurde aus viel Erde, Brettern, Matten und Tüchern eine Bühne errichtet, die für die Ansprüche der Gefangenen vollständig genügte. Eine ganze Reihe verschiedener Stücke gelangte bereits zur Aufführung. Dem Zweck der ganzen Sache entsprechend sind alle Stücke aufheiternder Art. Ein Theaterkritiker würde wohl sehr viel daran auszusetzen haben. Alle Spieler sind durchaus Dilettanten, aber Leute, die sich redlich Mühe geben, ihr Bestes auf diesem Gebiete zu leisten. Darum ist das ganze Unternehmen wohl zu loben. Der Erfolg ist bisher jedes Mal ein glänzender gewesen. Stehplätze für die Unbemittelten sind frei. Die Preise für Sitzplätze sind je nach der Entfernung von der Bühne verschieden. Leider ist die Bühnengesellschaft sozusagen nach jeder Aufführung in der größten Verlegenheit um ein neues, geeignetes Stück. Schlechtes oder Gemeines soll und will man nicht darbieten, und gute, deutsche Stücke sind draußen im Lager nicht zu haben. Vielleicht entschließt sich ein Leser, der an unseren Leuten draußen und für diese besondere Art der Unterhaltung ein warmes Interesse hat, dazu auf amtlichem Wege zur Erhebung, Erheiterung und Ermunterung geeignete Stücke hinauszuschicken. Er darf des Dankes aller Gefangenen sicher sein.

Feste und Feiern

Ganz besonders wohltätig wirken im Lager immer die patriotischen Feiern. Der Lagerausschuss lässt keine auch nur irgendwie passende Gelegenheit vorbeigehen, ohne eine geeignete Feier zu veranstalten. Die Geburtstage des Kaisers, der Kaiserin, des Kaisers von Österreich, des Kronprinzen oder der Jahrestag des Kriegsbeginnes, Bismarcks 100. Geburtstag, alles muss einen schönen Anlass zu einer patriotischen Feier abgeben. Die Vorbereitungen dazu nehmen Wochen in Anspruch. Chor und Orchester üben nach Kräften und schieben Extrastunden ein, geschickte Hände kleben,

pappen, malen und schnitzen verschiedene Dinge für die Ausschmückung des Festplatzes. Dichter machen Gedichte, Redner überlegen Reden und der Festausschuss eilt geschäftig umher, um alles zum Klappen zu bringen. Als Festplatz dient ein etwas abgeschlossener Hof, der von einem mächtigen, heiligen Feigenbaum beschattet wird. Unter seinem weiten, dichten Blätterdach und seinen geheimnisvoll herabhängenden Fangwurzeln versammelt sich immer an Festabenden die Lagergemeinde. Schon Stunden vorher sitzen viele da, und wenn der kühlende Abendwind leise zwischen den Blättern und Wurzeln durchsäuselt, dann träumen sich die von der Heimat gewaltsam Getrennten für eine Weile hinüber in die deutschen Eichen- und Buchenwälder, ins geliebte Vaterland. Für das Orchester und den Chor ist eine Tribüne errichtet worden. Der vorbereitete Schmuck ist angebracht, das Kaiserbild hängt am Stamm des Baumes, die Fahnen, geschmackvoll angebracht, flattern leicht im Wind. Alles ist fertig. Alle Zuhörer und Teilnehmer sind festlich gekleidet. Weißes Hemd und weiße Hosen ist der vereinbarte Festanzug. Auf mitgebrachten Bänken und Stühlen sitzen alle im weiten Halbkreis ums Podium herum. Alle harren mit Spannung auf das, was kommen wird.

Musik, Lieder und Gedichte in bunter Folge leiten die Feiern ein. Eine oder zwei patriotische Reden bilden den Hauptteil und ein kräftiges, dreimaliges Hoch auf Kaiser und Reich machen den Schluss zusammen mit der "Wacht am Rhein". Nun wird mancher etwas enttäuscht sein über diese einfache Feier und nicht verstehen, wie man da ein Wesen daraus machen kann. Aber das ist gerade das Wunderbare an den Feiern, dass ein so großes Maß von Begeisterung in einer so einfachen Form sein konnte. Die Begeisterung kennt manchmal keine Grenzen mehr. Früher bildeten sich nach der Feier unterm Baum rasch Gruppen und Züge. Bald zog die ganze Menge der Gefangenen, 800 Mann vom Lager-A hinter den Fahnen und Papierlampen singend um das Lager herum. Das meist gesungene Lied war immer: "Die Vöglein im Walde - in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Unsere Lieder mögen Meilen weit in die Nacht hinausgeschallt haben, und die Inder in ihren Hütten in der Umgegend werden kopfschüttelnd zugehört haben und sich gedacht, dass sich ein solch

begeistertes Wesen der Deutschen schlecht mit den Sieges-Nachrichten der Engländer vereinbaren lasse. Auch den englischen Wachtposten zwischen Stacheldrahtzäunen war es bei solchen Ausbrüchen des furor teutonicus nicht ganz geheuer. Ihnen schienen wir in unserer Begeisterung nicht harmlos. Unser Gebaren war ihnen etwas durchaus Fremdes, an übernatürliches Grenzendes. Die Sergeanten versuchten uns einmal bei diesen Umzügen zu stören. Sie drängten sich zwischen uns, spreizten die Ellenbogen auseinander und wollten uns dadurch zwingen auseinander zu gehen. Aber all ihr Mühen war gänzlich umsonst. Ohne unseren Gesang zu unterbrechen, schritten wir einfach um sie herum, einigten uns lächelnd hinter ihnen wieder und marschierten weiter. Die Flut der Begeisterung ging sozusagen über sie hinweg. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir damals so ums Lager zogen. Es mag zwei Stunden lang gewesen sein. Dann erreichte unsere Begeisterung nochmals einen Höhepunkt. Zur Mitternachtsstunde etwa sammelten wir uns zum zweiten Male an jenem Abend unter unserem schönen Feigenbaume und ließen die verbündeten Fürsten der Reihe nach hochleben, und wenn wir mit dem letzten fertig waren, fingen wir bei unserem Kaiser wieder an. Unser ganzes Fühlen und Leiden, unser stilles Miterleben seit den Monaten des Krieges mit der teuren, hartbedrängten und so heißgeliebten Heimat kam da zu einem ganz eigenartigen, elementaren Ausdruck. Die begeisterte Stimmung brachte uns halb von Sinnen. Wir wurden wie die Kinder.

Leider verpatzten uns die Engländer, wie so manches Mal, alles. Während wir so ganz hingerissen, fast wie betrunken und betäubt und unserer Sinne nicht mehr ganz mächtig unter dem Baume standen, benutzte der Adjutant den günstigen Augenblick, um uns mit Heeresmacht auseinander zu sprengen und womöglich eine recht große Anzahl von uns zur Strafe für unser zu lautes Fühlen ins Gefängnis abführen zu lassen. Heimlich war die Wache unters Gewehr getreten und durchs Tor hereingeschlüpft. Plötzlich stürzten sie mit gefällttem Bajonett auf uns los. Wir waren gerade noch rechtzeitig darauf aufmerksam geworden um ihre Absicht zu merken, und im nächsten Augenblick waren alle wie die Heinzelmännchen verschwunden. Wie auf Verabredung war jeder nach seinem Räume gerannt, hatte die wenigen

Kleider, die man im Lager gewöhnlich anhat, mit ein paar Griffen ausgezogen und sich ins Bett gelegt. Manche hatten nur noch Zeit, mit den Kleidern unter die schützende Decke zu huschen. Zugedeckt bis über die Ohren heuchelten sie tiefen Schlaf. Kaum lagen wir im Bett, so stürzten auch schon die englischen Soldaten zur Türe herein. Sie glaubten doch eben noch einen Flüchtigen durch diese Türe schlüpfen gesehen zu haben, oder dort noch ein Bein, einen Arm, einen Rockzipfel verschwinden gesehen zu haben. Da hieß es schnell nacheilen und den Missetäter festnehmen. Wir mussten alle Kraft Zusammennehmen, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, als wir durch die halbgeschlossenen Augenlider, leicht blinzeln ihre Enttäuschung beobachteten. Verdutzt suchten sie unter den Betten herum, zündeten Streichhölzer an und leuchteten den Schlafenden ins Gesicht. Die drückten natürlich die Augen fest zu. Ratlos zogen die gefoppten Engländer ab. Kaum waren sie 40 bis 50 m entfernt, da erschienen die Waghalsigsten von uns auf der Veranda, piffen und johlten den Tommies nach, bis sie sich zu einem neuen Sturmangriff entschlossen, der natürlich ebenso fruchtlos verlief wie der vorhergehende. Dieses ganze Benehmen entspricht nun allerdings mehr ungezogenen Schulbuben als gereiften, deutschen Männern. Der ganze, höchst spaßhafte aber doch im Ganzen etwas unschöne Schlussakt wäre nach unserer schönen Feier besser unterblieben. Unsere Gefühle waren auf diese Weise in den Schmutz gezogen. Und mancher Leser wird sich auch denken, das wäre bei uns hier in Deutschland einfach nicht möglich. Wir würden unseren Gefangenen anders kommen. Aber das ist schon ein Entschuldigungsgrund für uns. Wir haben eben im Ahmednagarlager keine solche Ordnung. Drum wird man übermütig. Außerdem muss man bedenken, dass die Mehrzahl der Gefangenen junge, nach Taten dürstende, kräftige, vollblütige Menschen sind, in denen die Gefühle nun schon 1½ Jahre lang auf gewaltsame Weise zurückgedämmt weiden. Sie können es fast nicht verwinden, dass sie, gerade sie, nicht mitmachen und dreinschlagen dürfen. Der Gedanke von all dem großen Ringen und Erleben daheim ausgeschlossen sein zu müssen, macht sie manchmal in der Seele krank. Irgendwo muss der Ärger, der Zorn gegen die Vettern über dem Kanal, der Kampfesmut aus dem kochenden Innern

einen Ausweg finden, auch wenn er noch so ungeschickt gewählt ist. Sie können nicht anders. So müssen wir bei dieser Begebenheit vor allem den guten Willen der Gefangenen in Betracht ziehen, und dürfen uns nicht stoßen an den Mitteln, durch die der Wille zur Tat wurde. Einer Wiederholung dieses Vorkommnisses wurde übrigens rasch ein Riegel vorgeschoben. Schon am folgenden Tag erschien im Tagesbefehl in strafenden Worten die Verordnung des Oberstleutnants, dass solche Umzüge in Zukunft zu unterbleiben hätten. Auch der Alkoholverbrauch war durch den gleichen Tagesbefehl für etliche Wochen untersagt worden. Der Kommandant war offenbar der Meinung, diese Begeisterung sei die Folge übermäßigen Genusses von Alkohol gewesen. In diesem Falle hatte er sich gründlich getäuscht. Nun die Umzüge unterblieben in der folgenden Zeit, aber unsere Feiern hielten mir nach wie vor weiter, unser patriotischer Sinn wurde deswegen nicht im geringsten vermindert oder getrübt. Er ist eben unausrottbar. Ich habe später noch zwei Gefangenenlager kennen lernen müssen, aber der Geist der Vaterlandsliebe ist mir nirgends wieder so in überwältigender Weise entgegengetreten wie in Ahmednagar.

Wie wenig diese vaterlandsliebenden Gefangenen auch vor Gefahren und Mühsalen zurückschreckten, davon zeugen die Ausbruchversuche, die eine ganze Reihe Gefangener unternahmen. Besonders in Indien stehen da unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Einmal entflohen vier Tapfere. zwei von ihnen hatten schon in Ostafrika gekämpft und waren dort in Gefangenschaft geraten. Nach langen, reiflichen Überlegungen und Vorbereitungen entflohen sie durch einen unterirdischen Kanal, von einem Kilometer Länge, bis an die Brust im Wasser gehend. Außerhalb des Lagers angekommen, begann das Leiden erst recht. Drei oder vier Wochen mussten sie, nur bei Nacht wandernd, unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen, Leiden und Gefahren auf Schleichwegen durch den indischen Urwald gehen, bis sie an den ersehnten Ufern des indischen Ozeans ankamen. Von dort dachten sie nach Ostafrika zu kommen um wieder in den Reihen der Deutschen kämpfen zu können. Sie waren schon in einem Schiff, da wurden sie im letzten Augenblick erkannt, festgenommen und nach Ahmednagar zurückgebracht. Ich kann mir denken, mit welcher Freude der Adjutant

die vier Helden in Empfang nahm. Wir im Lager bangten die vier Wochen für sie, und es traf uns wie ein Schlag, als wir von einem Sergeanten erfuhren, sie seien eingefangen worden. Zur Strafe für ihr kühnes, mit großem Scharfsinn vorbereitetes und mit außerordentlichem Mut durchgeführtes Unternehmen wurden sie vom Kriegsgericht zu schweren Gefängnisstrafen von sechs Monaten und einem Jahr verurteilt. Es war mir recht weh zu Mute, als wir auf unserer letzten Reise in Indien, von Ahmednagar nach Bombay, der Heimat zu, an Poona vorbeikamen und rechts der Bahn in einiger Entfernung die Türme des Militärgefängnisses sahen, in welchem wir diese unsere Tapferen auf dem Hofe bei glühender Sonnenhitze sitzend und Steine klopfend wussten, während wir der Heimat, der Freiheit entgegengingen. Ich weiß nicht, ob in Deutschland die Kriegsgefangenen bei verfehlten Fluchtversuchen ebenso schwer bestraft werden, wie diese Deutschen und Österreicher in Indien. Wir können das dahingestellt sein lassen. Aber mir scheint, dass diese Treuen, die sich durch keine Gefahr abhalten ließen zu den Unsrigen zu stoßen, wenn sie nun zur Strafe für diese Vaterlandsliebe vom Steinklopfen ein lahmes Kreuz bekommen, bei uns ein Eisernes Kreuz auf der Brust verdient haben. Eisernen Mut und goldene Vaterlandsliebe vor dem Feinde, haben sie jedenfalls bewiesen.

Englische Hilfe

Unsere vaterländischen Gefühle wurden nun allerdings durch die verschiedensten Mittel angeregt. Ein Mittel, das ganz seiner ursprünglichen Absicht entgegen wirkte, war die Ungerechtigkeit der englischen Lagerbehörden. Besser sollte man eigentlich sagen die Rücksichtslosigkeit, denn Recht und Unrecht gibt es bei den Engländern längst nicht mehr. So kam es einmal vor, dass etwa zehn Missionare eines Abends im Dezember 1914 um zehn Uhr im Gefangenenlager ankamen. Sie kamen von einem anderen Gefängnis im Süden, wo sie etwa acht Tage lang gewesen waren. Zwei Tage und eine Nacht waren sie unterwegs und hatten eben noch den staubigen, einstündigen Weg vom Bahnhof zum Lager zurückgelegt. Verschwitzt kamen sie an. Obwohl sie nun schon Stunden vorher telegrafisch angemeldet waren, war nichts für sie hergerichtet, keine Matratze, keine Bettstelle, keine Decke war vom dicken Quartiermeis-

ter-Sergeant bereitgelegt worden. Die zehn Missionare wurden einfach ins Lager hineingeführt, wohin wussten weder sie noch die, welche sie führten. So kamen sie auf einen freien, wiesenartigen Platz. Ratlos standen die Leute da und harrten der Dinge, die kommen sollten. Nach einigen Hin- und Herreden des Adjutanten und des Sergeanten gab der Adjutant die Weisung, die Missionare sollten sich auf die Erde legen und die Nacht so verbringen. Betten und die anderen nötigen Gebrauchsgegenstände würden sie am folgenden Tage bekommen. Die zehn Männer sahen sich ratlos und hilflos an. Sie blickten um sich, um bei der Dunkelheit überhaupt einmal herauszufinden, wo sie wären oder wo sie sich etwa hinlegen könnten. Da fuhr sie der Adjutant an, er werde sie ins Gefängnis abführen lassen, wenn sie nicht innerhalb fünf Minuten am Boden lägen. Sie folgten. Nach diesem Zwischenfall kamen aber deutsche "Hunnen", den Missionaren meist ganz fremde Menschen, bewirteten sie, überließen den vor Staunen erstarrten Neulingen ihre Lager und legten sich selbst auf Stühlen und Feldbetten zur Ruhe. Diese Missionare kamen alle aus einem sehr heißen Gebiete Indiens. Sie waren die Nachtkälte auf der Hochebene des Dekan nicht gewöhnt. Hätten sie in der anbefohlenen Weise die Nacht auf dem Erdboden zugebracht, so wären wohl alle ernstlich erkrankt. Man kann wohl kaum englischen Undank und britische Gefühllosigkeit besser illustrieren, als durch dieses Beispiel. Aber das ist nur ein Beispiel von vielen. Gerade die Missionare wurden besonders schlecht behandelt. Alle ihre Bitten wurden rundweg vom Adjutanten, meist sogar mit höhnischen Bemerkungen abgeschlagen. Die Missionare wurden von den Engländern als suspicious fellows, als gefährliche Bürschchen bezeichnet und behandelt. Ein Missionar, der in Indien bei Ausübung seines Berufes ein Auge eingebüßt hat, bat um ein anderes Gelass, in welchem sein noch gesundes Auge vor den gefährlichen Sandstürmen etwas mehr geschützt sei. Die Bitte wurde abgeschlagen mit der schönen Begründung: "missionaries must mortify their flesh", d. h. die Missionare müssen ihr Fleisch opfern. Das sind Züge der vielgerühmten und von uns so oft in äffischer Nachahmungssucht erstrebten englischen Feinheit und des vorbildlichen Anstandes. O, wie lange brauchen wir noch, bis wir endlich einmal lernen, beim Engländer Zwi-

schen Form und Wesen, Schein und Sein, Zivilisation und wahrer Kultur scharf zu unterscheiden? Immer wieder suchen wir beim Engländer in unangebrachter deutscher Objektivität zu entschuldigen. Und es gibt doch bei ihm so wenig zu entschuldigen, als bei einem vollendeten Heuchler.

Doch noch einige charakteristische Beispiele. Einer der vier Kämpfer, die in Mesopotamien so treu gearbeitet haben und dann in englische Gefangenschaft gerieten, machte einen Fluchtversuch. Er hatte sich ganz braun angestrichen und als eingeborener Straßenkehrer verkleidet. An einem Samstagabend zog er kühn, wie er ist, mit den Straßenkehrern zusammen zum Tore hinaus, der ersehnten Freiheit zu. Seine Absichten müssen irgendwo verraten worden sein, denn er war kaum einige Schritte vom großen Tor des Lagers entfernt, da fiel auch schon eine bereitgestellte Wache über ihn her und schleppte ihn unter ständigen Schlägen, Püffen und Fußtritten ins Gefängnis. Dort begannen dann die englischen Soldaten erst gründliche Arbeit zu tun. Wir im Lager hörten den Ärmsten noch lange jammern und um Hilfe schreien. Das Interessanteste an der ganzen Sache aber kam hinterher. Nach einigen Wochen wurde der Ausreißer vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu einem Jahr schwerer Zwangsarbeit verurteilte. Das harte Urteil wurde damit begründet, dass auf lügnerische Weise nachgewiesen wurde, dieser Mann habe die englischen Soldaten verprügelt. Viele von uns waren Zeugen des ganzen Vorfalles und wussten, wie durchaus verlogen diese Beschuldigung war. Der Fall war einfach auf den Kopf gestellt worden. Bei der Gerichtsverhandlung, die aus Mangel an deutschen Sprachkenntnissen der Herren Richter natürlich vollständig in Englisch geführt wurde, konnte sich der Mann nicht verteidigen, da er kein Wort englisch versteht. Er konnte sich überhaupt nicht eigentlich an den Verhandlungen beteiligen. Wohl wurden ihm von Zeit zu Zeit die Anklagen durch den Adjutanten, der etwas Deutsch kann, übersetzt, aber was bedeutet das?

Noch schärferes Licht wirft der folgende Fall auf diese englische Rechtsprechung. Dieses Unglück hing mit dem leidigen fünf Meter-Abstand vom Stacheldrahtzaun aufs engste zusammen. Eines Abends kam ein harmlos spazieren gehender Gefangener dem Stacheldraht zu nahe. An einer Ecke war er dem Zaun auf 3,50 m anstatt 5 m

nahe gekommen. Gerade an jener Ecke passierte das täglich oftmals ohne den geringsten Zwischenfall. Jeder vernünftige Wachtposten musste einsehen, dass das an jener Stelle nicht anders ging. Unglücklicherweise stand nun damals in der nächsten Nähe zwischen den Drähten ein recht beschränkter Engländer auf Wachtposten. Er rief den ahnungslos dahinschlendernden Gefangenen an und ließ ihn halten. Der unschuldige Missetäter blieb dann auch sofort gehorsam stehen und wartete auf die inzwischen herbeigerufene Wache. Bald sammelte sich, angezogen durch das komische Bild der beiden regungslos dastehenden und einander anglotzenden Gegner, eine ganze Menge von Gefangenen in der Nähe an. Einer aus der Masse warf einen Stein nach dem Wachtposten. Der Wachtposten glaubte sich verteidigen zu müssen und verpuffte einige Kugeln mit seiner Flinte, ohne etwas zu treffen. Unterdessen kam die Wache eilig herbei und führte den armen Spaziergänger ins Gefängnis ab. Nun sollte der, welcher den Stein geworfen hatte, ermittelt werden. Man fand ihn nicht. Niemand wusste, wer der Missetäter war, deshalb wurde kurzer Hand, der dem Zaun am nächsten wohnende Herr der benachbarten Blechbaracke verhaftet und beschuldigt, den Stein geworfen zu haben. Diese beiden Herren wurden dann vor ein Kriegsgericht gestellt, der Meuterei für schuldig befunden und zu einem Jahr Gefängnis mit schwerer Zwangsarbeit verurteilt. Keine Berufung und Aufklärung der Lage unsererseits nützte etwas. Ja, als sich der eigentliche Schuldige, der den Stein geworfen hatte, angesichts des Unglücks jener beiden selbst beim Obersten meldete, wurde er rundweg abgewiesen. Dabei machte der Kommandant die höchsteigentümliche Bemerkung, es komme ihm gar nicht darauf an, den eigentlichen Schuldigen zu finden, sondern nur uns gehörig zu strafen. Die beiden Herren sind durchaus makellose, angesehene Herren, die sich nie etwas zu Schulden kommen ließen und sich im Lager allgemeiner Hochachtung erfreuten. Wegen Mangels an Gerechtigkeitsgefühl seitens der Engländer sitzen sie heute im Gefängnis zu Poona und klopfen Steine.

Solcher Beispiele könnte man noch manche anführen, aber sie sind mir nicht alle genau gegenwärtig, und ich möchte nur Wahres schreiben, was bewiesen werden kann. Es ist auch genug. Ich will ja nur klarlegen, wie

unsere Gefangenenwärter selbst dafür sorgten, unseren Grimm und Zorn gegen sie und ihre ganze Nation aufrecht zu erhalten, und wie sie dadurch indirekt unseren Patriotismus immer wieder aufs Neue anfachten.

Nur das eine darf nicht unerwähnt bleiben, weil es die englische Geldgier zeigt, dass die Soldaten des britischen Weltreiches es nicht unter ihrer Würde halten, die "Hunnen", die sie aus irgend einem Grunde in das Lagergefängnis abführen, jedes Mal vorher in der Wachtstube zu verprügeln und ihnen das Geld aus der Tasche oder dem Geldbeutel bis auf den letzten Heller rauben. Gerade diese letztere Heldentat macht immer bei unseren derben Matrosen tiefen Eindruck. Man kann es beobachten, wie dann ihr Blut in den Adern kocht. Einmal musste wirklich alle Überredungskunst angewendet werden, um sie von einem beabsichtigten Sturmangriff auf die Posten und die Wache abzuhalten. So haben die Engländer selbst unseren Vaterlandssinn wach gehalten.

Hilfe der Heimat

Während nun auf der einen Seite die Feinde selbst immer wieder für die nötige Erhitzung des deutschen Blutes sorgen, lassen es auch manche Freunde und Verwandte in der Heimat nicht an der nötigen Hilfe fehlen. Bis zu unserer Abreise erhielten wir im Lager fast ununterbrochen Berichte und Zeitungen, die uns halfen die englischen Berichte zu korrigieren und recht verstehen zu lernen. Unser Mut und unsere Hoffnung wurden immer wieder durch diese Nachrichten neu belebt. Die Gefangenen haben sich durch die vielen schweizerischen, schwedischen und amerikanischen Blätter allmählich ein so sicheres Urteil über das Matz der Wahrheit und Lüge in den englischen Zeitungen erworben, dass sie in Zukunft ziemlich genau unterrichtet sein werden, auch wenn sie gar nichts mehr von der Heimat erfahren sollten. Engländer in Indien sollen gesagt haben: "Wenn ihr Genaueres über den Krieg erfahren wollt, dann müsst ihr nach Ahmednagar zu den Gefangenen gehen. Die wissen alles."

Ende 1914 wurden wir aber doch einmal gehörig hinters Licht geführt. Da hatte jemand aus Deutschland ein Zettelchen geschickt mit der Nachricht, unsere deutschen Truppen ständen vor Paris, zwei Befesti-

gungswerke seien schon gefallen, ein Flügel unseres Heeres stehe sogar bei Fontainebleau. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durchs ganze Lager, obwohl sie natürlich nur unter dem Siegel "strengster Verschwiegenheit" von Mann zu Mann mitgeteilt wurde. Mit ungeheurem Jubel wurde sie aufgenommen. "Da haben wir's! Die Gesellschaft hat uns angelogen! Die ganze Aisnestellung ist Mumpitz. Paris wird in kurzer Frist fallen." So ging es den ganzen Tag fort und alles hoffte auf einen Frieden in aller nächster Zeit. Ließ es sich jemand einfallen, skeptischer zu denken, oder gar die ganze Sache als unmöglich darzustellen, dem schleuderte man voller Verachtung das Wort "Verräter" ins Gesicht. Diejenigen, welche sich Karten von den Schlachtfrenten gezeichnet hatten, steckten die -deutschen Fähnlein nach ihrer Phantasie kühn und mutig bis vor Paris. Ganz große Disputationen fanden statt, ob dieses oder jenes Fort bereits als gefallen anzunehmen sei. Ja - die größten Phantasien sagten sogar, Paris sei sicher schon gefallen, man wolle das nur der Welt vorenthalten.

Da kam eines Tages eine Basler Zeitung ins Lager. Welch ein Schreck! Kein Wort von Paris! Alle Stellungen waren dieselben wie in den englischen Zeitungen angegeben. Wie ein Nebel verschwand die ganze Stimmung. Aber Nacht wanderten die Fähnlein wieder an die Aisne und Somme zurück. Die Hauptredner und Schwätzer ließen sich für ein paar Tage nicht mehr sehen. In Zukunft glaubte im ganzen Lager niemand mehr eine Kriegsnachricht, wenn man sie ihm nicht schwarz auf weiß beweisen konnte. Was man ohne Beweis behauptete oder verbreitete, wurde ohne viel Besinnung als sogenannte "Lokusparole" gekennzeichnet.

Im Laufe der Zeit bekamen natürlich auch die draußen, der Zensor und der Adjutant Wind von unseren gründlichen Kenntnissen der Kriegslage. Sie konnten nur nicht darauf kommen, wie das alles bei der scharfen Bewachung und Abschließung möglich sein konnte. Bei ihrer Schnüffelei erlebten sie einmal einen großartigen Reinfall. In der Zeit des großen Vormarsches in Polen gegen Warschau war im Lager allmählich die törichte Sitte aufgekommen, sich nach einem Orakel umzusehen, das einem schon in aller Morgenfrühe, ehe Nachrichten und Zeitungen kamen, die gewünschten Offenbarungen in Bezug auf den Krieg geben

sollte. Dieses Orakel wurde nach einiger Beobachtung ein Kreuz, das zwischen zwei Pfeilern beweglich auf dem Turm der katholischen Kirche, dem Lager gegenüber, angebracht war. Hatte der Wind oder die Raben das Kreuz da drüben auf den Kopf gestellt, dann sollte das für uns schlechte Nachrichten bedeuten. Stand es aufrecht, so waren gute Nachrichten von unseren Heeren zu erwarten. Zufällig stimmte die Geschichte eine Zeit lang ganz prächtig, und zum Scherze brachte man manchmal zum Morgenessen seinen Kameraden die Nachricht "heute gibt es gute Nachrichten, das Kreuz steht aufrecht!" Selbstverständlich glaubte niemand die Sache ernstlich. Es war eben ein Stück jenes Unsinns, den die langweilige Gefangenschaft im Gehirn der Gefangenen gezeitigt hatte.

Da sprachen einmal zwei von uns draußen beim Zensor von dem Kreuz. Er hörte es und erkundigte sich genauer. Harmlos erzählten ihm die Beiden die ganze Sache samt der Deutung und lachten noch dazu. Am folgenden Morgen war das Kreuz entfernt. Die Toren argwöhnten, der Pfarrer draußen oder sonst ein bestochener Spion teile uns auf diese Weise so die Kriegsnachrichten, vielleicht sogar noch wichtigere Meldungen mit. Das Kreuz blieb entfernt. Der katholische Kirchturm muss sich damit abfinden. Wenn die Gefangenen nun auch nicht mehr morgens orakeln können, so sind ihnen die Nachrichten doch geblieben und nach wie vor werden die Herzen schneller schlagen, wenn die Unsrigen wieder ein Heldenstück vollbracht haben. Die Hilfe der Heimat soll, will's Gott, nie versagen.

Selbsthilfe

Trotz diesem wundervollen Glauben ans Vaterland, gibt es nun manchmal im Lager doch so den einen oder anderen zwischen drinnen, der nicht ganz deutsch fühlt. Es sind eben so viele Deutsche dort, die halb oder ganz Engländer geworden waren. Nicht alle von denen konnten so schnell anders denken und umfühlen, wie es die Mehrzahl der Gefangenen wünschte. Die meisten konnten einfach nicht mehr das geringste Engländertum vertragen. Das musste sofort verschwinden. Verging es nicht von selbst, so gab es und gibt es im Lager noch ein probates Hilfsmittel. Das ist die sogenannte "Kieler Flotte". Sie besteht aus einer Anzahl sehr kräftiger, handfester

und schlagfertiger Matrosen von deutschen Handelsschiffen. Unter der Führung eines der ihren, des "Kapitäns", wie er stolz genannt wurde, erfüllen sie ihre Pflichten, die ihnen hoch und heilig sind. Ihre Pflicht und selbstgestellte Aufgabe ist Pflege des Deutschtums. Ihr Mittel aber eine barbarische Tracht Prügel. Heimlich einigen sie sich über ihr Opfer. Selbstverständlich ist vorher in langen Unterhandlungen, in Rede und Gegenrede dessen Schuld und Strafe festgelegt worden. Auch Tag und Stunde genau. Zur festgesetzten Zeit, meist nachts, wenn alles schläft, wird der Schuldige überfallen. Rasch wirft einer eine Decke über ihn, damit er nicht so laut auffällt. Einige müssen ihn festhalten. Und dann wird er verprügelt. Wirklich kunstgerecht. Das muss man anerkennen. Die Kieler Flotte versteht diese ihre Kunst nur zu gut. Die Verprügelten beziehen nicht selten das Lazarett. Die Kieler Flotte hat es getan, das weiß jedermann, auch der Kommandant draußen. Aber wer eigentlich zur Flotte gehört, das weiß niemand genau. Es ist ein Geheimbund, dem gegenüber die Behörden machtlos sind.

Statt vieler nur ein Beispiel solcher Fehmgerichte. Im Süden Indiens hatte ein Deutscher die einträgliche Stelle des Gartendirektors seiner Hoheit des Maharadschas von Meisur inne. Um diese Stelle nicht gleich beim Ausbruch des Krieges zu verlieren, versäumte jener Deutsche kein Mittel. Vaterlandsverleugnung und Verrat schien ihm nicht zu schlimm. Erst versuchte er naturalisiert zu werden. Als das nicht gelang, setzte er alle Hebel in Bewegung, wenigstens von den Engländern als einer der ihren, ihnen innerlich verwandt, anerkannt zu werden. Auch das gelang nicht ganz. Er blieb zwar in Freiheit, aber er war keinen Augenblick sicher auch nach Ahmednagar abgeführt zu werden. Darum machte er bei der nächsten passenden Gelegenheit den letzten Versuch, der ganzen englischen Welt seine Gesinnungen zu offenbaren. Die Torpedierung der Lusitania durch ein deutsches Tauchboot gab ihm dazu den erwünschten Anlass. Er schrieb einen Artikel in die Madraszeitung, in welcher er voll Abscheu über diese Roheit der Barbaren loszog, und sich mit aller Deutlichkeit für immer von diesem Volke lossagte. Es braucht kaum erwähnt zu werden, welches Wohlgefallen dieser Artikel bei der englisch-indischen Welt fand. In kürzester Frist er-

schien er in allen größeren und kleineren Zeitungen Indiens und so bekamen auch wir davon zu hören und zu lesen. In der ersten Baracke, auf der Veranda wurde er öffentlich vorgelesen. Ein Sturm der Entrüstung ging durchs Lager. Die Kieler ballten die Fäuste in den Taschen und murmelten zwischen den Zähnen Flüche, die nicht nett zu hören waren. Und das Ende der vielen Flüche war immer der inbrünstige Ruf: "O - wenn wir doch den Krummbiegel da hätten, den wollten wir schon grade bügeln!" Krummbiegel ist nämlich der Name dieses ehrenwerten Deutschen. In der richtigen Erfassung des Tatbestandes hatten die Kieler Name und Wesen des Mannes in den engsten Zusammenhang gebracht.

Es dauerte nur wenige Wochen, da erfuhren die Kieler eine Freudenbotschaft. Einer hatte in irgend einer Ecke der Zeitung die Nachricht entdeckt, dass das Schicksal dem Herrn Krummbiegel auf den Fersen sei. Er sei abgeführt worden und komme nach Ahmednagar. In zwei bis drei Tagen würden sie die Freude erleben, ihn leibhaftig "begrüßen" zu dürfen. Er kam. Die englischen Offiziere, die ihn brachten, hatten ihm sein wahrscheinliches Los schon mitgeteilt. Auch der Kommandant machte ihn auf die Prügel aufmerksam, und so wusste er schon, was ihm bevorstand. Noch in der ersten Nacht, als er sich schlaflos auf der ungewohnten Matratze von Kokosnuss-Stroh herumwälzte, kamen die finstern Gesellen wie Lützows wilde verwegene Jagd und gerbten ihm sein verräterisches Fell so fürchterlich, dass er am folgenden Tage das Lazarett beziehen musste. Es wird im Lager erzählt, er habe später einmal bekannt, dass er jetzt wieder deutscher fühle. Ob es wahr ist, muss die Zukunft zeigen.

Nun möchten manche Leser vielleicht denken, ich wolle diese Prügel verherrlichen und einem groben Faustrecht das Wort reden. Zweifellos berührt einen die Sache nicht sympathisch. Es ist nicht deutsch und nicht männlich, einen wehrlosen Gegner bei Nacht im Schlafe zu überfallen und zu prügeln. Das sind Räuberstreiche. Die Praxis der Kieler Flotte erfreute sich denn auch nicht bei allen Gefangenen der gleichen Achtung. Aber man muss ihr auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Einen Unschuldigen bestrafen die Kieler während der Zeit unseres Aufenthaltes im Lager nie. Und ihr Ziel, Einpflanzung und Pflege deutscher Gefühle bei hoffnungslos verdorbenen

Englandsfreunden und Schmeichlern haben sie meist erreicht. Vielleicht würde die gleiche Behandlung auch manchem daheim von großem Segen sein. Im Lager ist mancher allein durch den heilsamen Schrecken von der Kieler Flotte vom Engländertum geheilt worden. Das einzige Mittel gegen Anglizismus ist die Flotte, in der Nordsee ebenso wie in Ahmednagar.

Die Kehrseite der Medaille

Nach all dem bisher Erzählten erscheint es, als ob es in diesem Gefangenenlager zu Ahmednagar ganz unterhaltlich wäre. Das ist doch eine solche Menge beabsichtigter und unbeabsichtigter Unterhaltungen, dass einem fast die Lust ankommt, auch dort zu sein. Und zu allem Überfluss ist das Erzählte doch nur ein kleiner Auszug aus dem Ganzen. Das kann natürlich keiner völlig erleben und erst recht nicht beschreiben.

Aber man täusche sich nicht! Alle diese erzählten Ereignisse zusammen mit allen mir unbekanntem und darum unerzählten Geschichten und Geschichtlein sind doch herzlich wenig. Die Geschichten, die hier kurz zusammengedrängt beschrieben sind, sodass sie in einem oder zwei Stündchen gelesen werden können, verteilen sich in der rauen Wirklichkeit dort im Lager auf die schrecklich lange Zeit von fast zwei Jahren. Jeder Tag ist lang und jedes Jahr hat volle 365 solcher langen Tage. Und das Jahr 1916 hatte sogar 366. Es bleiben noch unendlich viele, langweilige Stunden und Tage, ja Wochen übrig. Wie soll man die ausfüllen, besonders jetzt, nachdem die Energie und der Humor allmählich einschläft und erschläft? O - wie schleppt man oft die Tage mühsam dahin! Wie schwer trägt man an der Langeweile! Das ist besonders bei Leuten der Fall, die infolge ihrer Erziehung nie Gelegenheit hatten eine eigene Gedankenwelt zu erwerben, in die sie sich zurückziehen könnten, wenn es um sie her öd und leer wird. Da hat man große Mühe, den Tag herzubringen. Morgens um sieben Uhr muss man laut Lagerbefehl aufstehen. Es ist viel zu früh. Der Tag ist ja so lang! Früher ging's noch. Da wurde dieser Befehl einfach nicht ausgeführt. Man konnte liegen bleiben, so lange es einem beliebte. Jetzt aber wird sehr genau kontrolliert. Das Liegenbleiben kann einem unter Umständen drei Tage Arrest eintragen. Man kann es höchstens riskieren, sich nach einer ange-

messenen Pause wieder hinzulegen. Aber der Schlaf ist dann einmal unterbrochen.

Hat man sich endgültig aus Morpheus Armen befreit, dann huscht man geschwind hinüber in die Waschküche und hält Katzenwäsche, nur ganz so oben drüber weg, denn das Bad kommt nachher. Dann trägt man das Brot für die ganze Abteilung auf dem Rücken ins Lager herein, wenn die Reihe gerade an einen kommt Andere verteilen Butter und Milch so gerecht, als das bei den winzigen Portionen möglich ist und holen in Kochkübeln den dampfenden Tee aus der Küche. Da wäre nun alles herbeigeschafft zum Frühstück, das man hübsch langsam und gemächlich verzehrt, um so viel Zeit als möglich totzuschlagen. Von acht Uhr oder neun Uhr ab begibt man sich ins Badetuch gehüllt nach dem Badehaus und plätschert dort unter der Dusche so lang es einem beliebt, wenn nicht gerade ein Dutzend anderer Gefangener draußen ungeduldig auf einen warten und schimpfen, ob der Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit mancher Menschen. Gewöhnlich brauchen aber die ärgsten Kraakeeler die längste Zeit zum Baden. Nach dem Bad zieht man sich notdürftig an. Alles Weltmodentum und englisches Gigerlwesen ist aufgegeben, man könnte fast sagen, in das Gegenteil umgeschlagen. Kaum einer der Gefangenen fragt noch nach Mode. Jeder läuft herum, wie es ihm beliebt oder wohl bekommt. Die Kleidung, welche am häufigsten getragen wird, ist ein khakifarbenes Hemd, ebensolche Kniehosen mit einem Ledergürtel um die Hüften und ein paar ganz einfache Ledersandalen an den Füßen. Hüte, und zwar die unförmigen Tropenhüte, wie sie in Indien gebräuchlich sind, werden nur während der heißesten Zeit des Tages getragen. Sonst zeigt man sich barhäuptig. Um zehn Uhr kommt endlich die englische Tageszeitung und die Post. Glücklicher, wer viel von der Letzteren erhält. Er darf für Stunden die Gefangenschaft und all ihr Elend und die Langeweile vergessen und im Geist die Zeit bei Weib und Kind oder bei Vater und Mutter zubringen. Versunken sitzen sie da, hier einer und dort einer, ganz in den Brief, das ersehnte Lebenszeichen von daheim, vertieft. O - ihr alle, daheim, schreibt denen draußen! Lasst sie womöglich keine Woche vergeblich auf Nachrichten warten. Das ist der beste Dienst, den ihr ihnen tun könnt.

Die weniger Glücklichen aber, die keine Post erhalten haben, stürzen sich auf die Zeitung und lesen und studieren sie mit bewundernswertem Fleiß. Die eventuellen Frontveränderungen werden nach langem Hin- und Herreden auf den großen, selbstverfertigten Karten vom Kriegsschauplatz vorgenommen und mit Fähnchen fest» gelegt. Die politische und militärische Lage wird auf Grund der allerneuesten Nachrichten einer genauen Prüfung unterzogen, wobei natürlich besonders viel Eifer und Scharfsinn dazu verwendet werden muss, Wahrheit und Dichtung in der englischen Zeitung zu unterscheiden. Schließlich kommt auch die Mittagszeit herbei und bringt die abwechslungsreiche Tätigkeit des Essen«. Durch das viele Reden, Streiten und Kämpfen über die Kriegslage hat man sich einen gehörigen Hunger geholt.

Der nächste Akt im Kampf gegen die Langeweile ist dann ein etwa zweistündiger Mittagsschlaf, wohl auch die Lektüre eines Buches aus der Lagerbibliothek, die aber, ich möchte das ja nicht versäumen zu bemerken - von den Deutschen selbst eingerichtet wurde. Um vier Uhr ist die Vesper, d. h. der Nachmittagstee kann getrunken werden. Sobald es draußen kühler zu werden anfängt, beginnt Spiel und Turnen oder auch ein Spaziergang, immer genau in fünf Meter Entfernung den Zaun entlang ums Lager herum. Wenn man so an einem vier- bis fünfmal herumgekommen, ist man doch etwa acht bis zehn Kilometer gelaufen. Dabei sieht man durch den Stacheldraht gelangweilt den Herren Engländern zu, wie sie draußen auf den Straßen vorbeireiten oder fahren. Man denkt daran, dass man eigentlich auch einmal schönere Tage gehabt hat als jetzt im Lager. Manchmal kommt auch ein Gentleman oder ein Lady mit dem Knippskasten und möchte eine Aufnahme von den gefangenen "Hunnen" machen. Da muss man immer auf der Hut sein, um gleich kehrt machen zu können, um den verehrten Herren und Damen die Rückseite zuzuwenden. Bei Einbruch der Dunkelheit, etwa um sieben Uhr, setzt man sich zu dem oft selbstbereiteten Abendbrot und nachher kommt die Unterhaltung draußen auf der Veranda oder im Freien, wo man sich seine Faulenzerstühle zusammen gestellt hat und gemächlich plaudert bis um Mitternacht und länger. Eher kann man doch selten einschlafen wegen der großen Hitze. Der Gesprächsstoff geht zuweilen aus. Jeder hat

so ziemlich alle seine Erlebnisse, die er der Öffentlichkeit preisgeben will, zu wiederholten Malen erzählt. Am glücklichsten sind diejenigen zu schätzen, denen es nichts ausmacht, um Mitternacht zum 20. Male die politische Lage neu zu besprechen. Ich bin überzeugt, mancher Engländer, der das zu lesen bekäme, würde sagen: "Die haben es aber schöner als ich, so vollendet faulenzten darf nicht einmal ich und ich bin doch ein Engländer. So nahe bin ich meinem idealen Ziele noch nicht gekommen." So mögen Engländer und vom Engländerum angesteckte Deutsche sprechen. Echte Deutsche aber werden anders empfinden. Wir Deutsche finden unseres Lebens Ziel und Freude nicht im Faulenzen sondern in unserem Werke. In uns liegt der Drang, nicht in erster Linie in Behaglichkeit und Wohlstand glücklich zu sein, sondern etwas zu schaffen, zu leisten, nicht umsonst gelebt zu haben. Das glauben wir Deutsche unserem Gott über uns und unseren Nächsten neben uns schuldig zu sein. Darum habe ich es mir während der Gefangenschaft und jetzt wieder schon 1000 mal gesagt, dass das größte Leiden für Deutsche in der Gefangenschaft die Langeweile und das aufgezogene Faulenzertum ist. Das größte Verbrechen der Engländer an uns Gefangenen ist nicht etwa das schlechte Essen und die elenden Blechbaracken, sondern dass sie harmlosen Zivilisten die Arbeit, das Werk, das Lebensziel entziehen. Die Leiden der Gefangenen in Lager-A. können nicht mit denen unserer Brüder in Sibirien und vollends in keiner Weise mit den endlosen Beschwerden unserer Brüder im Felde verglichen werden. Wenn wir da anfangen müssten zu vergleichen, wollen wir sofort alle verstummen und uns ehrerbietig neigen. Unsere Leiden sind anderer Art. Dazu müssten eigentlich einige Irrenärzte genauere Untersuchungen anstellen. Sie fänden bei einem Besuch im Lager wahrscheinlich sehr rasch bei allen eine leichte Abnahme der Geisteskräfte, bei vielen sogar eine gewisse Schwäche, die sich in beginnender Versimpelung zeigt. Und bei manchen mühten sie zweifellos fortgeschrittenen Schwachsinn feststellen. Als Grund aber aller solcher Leiden stellte sich meines Erachtens die Arbeitslosigkeit heraus.

Man kann leicht entgegen, dass man sich eben Arbeit verschaffen müsse. Einige wenige im Lager waren tatsächlich im Stande, mit eiserner Energie einem regelmäßigem

Studium obzuliegen. Wenn aber einer meint, das könnten alle, der kennt die Menschen nicht. Die meisten Menschen, sonderlich die geistig weniger gebildeten, sind nicht fähig, sich selbst die Arbeit zu suchen oder sich größere Aufgaben zu stellen. Dazu gehören in der Charakterbildung schon weit fortgeschrittene Persönlichkeiten. Alle anderen wollen geführt werden, arbeiten gerne unter Leitung und schinden sich sogar ab, wenn es einmal sein muss, Ohne Zwang aber erliegen sie im Laufe der Zeit der Hitze und der Unruhe in den Räumen oder den steten Lockungen des dolce far niente. Und das hat Folgen, von denen sie unter Umständen in ihrem ganzen ferneren Leben nicht mehr ganz frei werden. Was deutsche, treue, fleißige Meister in ihren Lehrlingen gepflanzt haben, das haben die Engländer während dieser durchaus unberechtigten Zivilgefangenschaft gründlich wieder verdorben. Viele sind auch in den Nerven schwer geschädigt. Es gibt viele Gefangene im Lager, die ständig an Kopfschmerzen leiden, eine Folge der Hitze in den Blechbaracken. Andere sind so reizbar geworden, dass es nur des geringsten Anlasses bedarf, um sie in die größte Aufregung zu bringen. Mehr oder weniger leiden so ziemlich alle Gefangene daran. Man muss es sich ernstlich vornehmen, keinem etwas übel zu nehmen, wenn er einmal grob oder gar unverschämt kommt. Das rührt in der Regel ja nicht her vom Mangel an Anstand oder Verstand, sondern einfach von geschwächter Nervenkraft. Man kann das deutlich immer wieder bei den häufigen Auseinandersetzungen über die Kriegslage beobachten. Wie aufgeregt und unfreundlich geht es da zu! Und doch sind alle die streitenden und sich gegenseitig beleidigenden Menschen Männer, die in ihren früheren, geordneten Verhältnissen Würde und Anstand wohl zu wahren wussten. Alles ist nur die Folge des schrecklich öden Lebens, der ungenügenden Wohnungsverhältnisse, der schlechten Ernährung und vor allem des langen Aufenthaltes in den Tropen. Darum ist nächst der Schuld der Engländer, Zivilisten überhaupt gefangen zu halten, die Unterbringung derselben in den Tropen ihr größtes Verbrechen, und zwar nicht ein Verbrechen am Deutschen Reich allein, sondern vor allem am Leben der einzelnen Menschen. Jener Matrose im Lager hat den richtigen Ausdruck für das alles gefunden, der auf einem großen Knochen - einem wesentlichen Bestandteil seines Mit-

tagessens - zu steter Erinnerung die Worte malte: "O - Ahmednagar, du Mörder meiner Tugend!"

Warum geben uns denn die Engländer keine Arbeit? Einmal hätten wir Arbeit haben können. Das war damals, als die Blechbaracken gebaut wurden. Den Bau mussten eingeborene Unternehmer mit ihren eingeborenen Arbeitern ausführen. Wir gefangenen Deutschen und Österreicher aber sollten gegen eine Belohnung von 40 Pfg. pro Tag die Handlangerdienste für jene Inder tun. Wir sollten Steine, Erde und Mörtel zutragen. Gegen diese Arbeit sträubten wir uns aufs allerentschiedenste. Aus zwei Gründen. Erstens ist eine solch schwere Arbeit wie Steine tragen und dgl. in der Tropenhitze für Europäer viel zu anstrengend. Man spürt ja nach einem mehrjährigen Aufenthalt in den Tropen jeden Spaziergang in den Muskeln. Viele wären bei dieser durchaus ungewöhnten Arbeit einfach zusammengebrochen. Aber der zweite Grund, den wir anführten, war uns viel wichtiger. Der hat seine Berechtigung in den Anschauungen und Verhältnissen der Inder. Ein Europäer, der schwere, körperliche Arbeit tut, wird von den Indern verachtet. Nur der Paria, der Kastenlose, der Auswurf der Menschheit, macht niedrige Arbeit. Im Europäer sehen sie nur einen Führer, einen Herrn, ein Glied der beherrschenden Rasse. Wird er ihnen aber in der Arbeit gleichgestellt, so verfällt er der Verachtung. Zudem wird jede Arbeit nach ihrem Lohne eingeschätzt. Bekommt der deutsche Sahib für seine Arbeit nur 40 Pfg., also weniger als der Inder, der etwa 50 oder 60 Pfg. erhält, so ist der Europäer eben auch um so viel weniger als er und genießt die entsprechende Behandlung und Verachtung. So sind nun einmal die Verhältnisse in Indien.

Wir konnten unter diesen Umständen die Arbeit nicht annehmen. Vielmehr bestürmten wir den Kommandanten mit wohl begründeten Bitten und bewegten ihn, den schon gegebenen Befehl zur Arbeit wieder zurückzunehmen. Das ist meines Wissens ziemlich die einzige verständige Tat des Oberstleutnant Moese, bei der er Einsicht und Verstand bewies. Es gibt eben doch eigentlich keinen ganz dummen Menschen. Ein bisschen Verstand hat jeder.

Soll wirklich im Gefangenenlager zu Ahmednagar für Beschäftigung der Gefangenen in ausreichendem Maße gesorgt wer-

den, dann kam es sich von vornherein nur darum handeln, Handwerksstätten innerhalb des Lagers einzurichten, Werkzeuge und Materialien zur Verfügung zu stellen und jeden in seinem Beruf oder in einer ihm naheliegenden Weise zu beschäftigen. So ist es in anderen Lagern, wie z. B. im Alexandra Palace in London. In Ahmednagar aber wurde den Gefangenen sogar das Arbeitszeug weggenommen, so dass auch die Arbeitswilligen nicht arbeiten können. Früher fand eine Anzahl Gefangener Arbeit in den Büros. Auch das hörte wieder auf, weil manche von diesen Leuten irgend ein harmloses Geheimnis an die Mitgefangenen verrieten.

Da die Regierung für die oben erwähnte Einrichtung von Werkstätten nicht zu gewinnen ist, haben manche Gefangene ganz im Geheimen sich selbst etwas zurecht gemacht. Mit primitiven, oft selbst verfertigten Werkzeugen arbeiten sie, was der Tag bringt, zimmern Kisten, Stühle, Tische roh zusammen aus dem Holz alter Kisten oder reparieren Schlösser, Uhren und sonstige Dinge. Die Seeleute bauen schöne Schiffsmodelle. Manche von diesen Modellen sind wahre Kunststücke. Andere knüpfen Hängematten oder Teppiche und ähnliche Dinge. Viele der unbemittelten Gefangenen kochen oder waschen für die bemittelten und verdienen dadurch meist ein ganz nettes Stück Geld. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes entstand eine ganz neue Art Industrie. Ein findiger Gefangener wählte sich in der Küche aus den vielen großen Knochen, die täglich mit dem Fleisch geliefert werden, die geeigneten aus, reinigt sie gründlich, macht sie spiegelglatt und bemalt sie mit allerlei Bildern und Wappen. Schließlich werden die Knochen als Andenken an Ahmednagar verkauft. Wieder andere machen sich in anerkennenswerter Weise fürs Allgemeinwohl verdient, etwa indem sie die Küchenverwaltung übernehmen oder jeden Tag vor einem großen Zuhörerkreis die englische Zeitung übersetzen. Aber alles das sind Arbeiten, die wohl Stunden in Anspruch nehmen, aber keinen gesunden, arbeitswilligen Mann so beschäftigen, dass die Langeweile ihn fliehen muss.

Der weiße Rabe

Nur einer hatte im Lager Arbeit von früh bis spät. Sieht man ihn des Morgens, noch ehe es recht hell zu werden beginnt, so arbeitet er. Sieht man ihn mittags, bei der Gluthitze

der Tropen, da niemand arbeitet, sondern alles schläft, so arbeitet er wieder. Und sieht man ihn abends spät, so arbeitet er immer noch. Das ist der Abraham. So heißt er eigentlich nicht. Eigentlich heißt er nämlich Mose Sigl. Uneigentlich aber führt er den Namen Abraham. Im ganzen Lager kennt ihn jeder unter diesem Namen. So stellt er sich selbst jedermann vor. Die meisten im Lager würden nie an den denken, wenn ich ihn hier unter seinem rechtlichen Namen vorstellen würde. Er ist polnischer Jude von reinstem Wasser, obwohl er meist sehr schmutzig ist. Aber das gehört zu einem polnischen Juden reinsten Wassers. Er stammt aus der Gegend des Duklapasses.

Unser Abraham ist einfach ein Original. So gibt es kein zweites mehr. Das fällt jedem bald auf, der ins Lager kommt. Abgemagert bis auf Haut und Knochen, etwas nach vorne gebeugt und windschief, an den dünnen Gliedern, armselige, schmierige Kleider, bestehend aus Hemd, Hose mit Hosenträgern und ein paar hungrigen Schuhen, auf dem Kopf einen ganz alten fettigen, eingetriebenen Tropenhut und unter dem Arm das nie fehlende Einschlag Tuch, mit dem alle erstandenen Trödelwaren diskret verhüllt werden, so läuft er herum und handelt. Zielbewusst und immer in gleicher Eile geht er von Stube zu Stube, Baracke zu Baracke, und wickelt die Geschäfte ab, die er eingefädelt hat. Nur selten ist er gezwungen zu fragen: "Haben Sie nicht etwas zu verkaufen?" Meist ist er schon vorher von seinen Kunden im Geheimen eingeweiht worden. Anvertraute Geheimnisse weiß er wunderbar zu bewahren. Er handelt mit allen beweglichen Gegenständen im Lager. Für jedes Ding, auch wenn er es bis jetzt noch nicht kannte, hat er ein bewundernswürdiges, instinktives Verständnis. Wenn er einmal für etwas einen Preis festgesetzt hat, würde einem kein anderer Mensch weniger bieten. Im Lügen hat er eine meisterhafte Fertigkeit. Er gibt ruhig zu, dass er gewöhnlich lüge. Lächelnd erzählt er seinen Kunden, er habe im Leben überhaupt nur einmal die Wahrheit gesagt, und das sei ihm zum Schaden gewesen. Da habe er nämlich den Engländern in Port Said gesagt, er sei Ungar, und dafür hätten sie ihn nach Ahmednagar abgeführt. "Seit jener Zeit sage ich kein wahres Wort mehr" fügt er zum Schluss seinen Erzählungen gewöhnlich bei. Jedermann glaubt ihm diese überflüssi-

ge Bemerkung. Er spricht viele Sprachen, aber keine richtig. Sein Deutsch ist geradezu ergötzlich. Es genügt jedoch vollkommen, um einem alles ohne viel Zeitverlust abzuschwatzen. dass er immer auf einen ansehnlichen Gewinn aus ist und zu diesem Zwecke auch einen kleinen Betrug nicht verschmäht, gibt er unumwunden zu. "Sie kennen mich ja. Sie sind durchaus nicht gezwungen mit mir zu handeln. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?" Die Neuankommenden empfängt er meist schon am Eingang des Lagers und stellt sich ihnen gleich als Abraham vor. Nichts bringt ihn aus seiner gleichmäßigen, nur aus Geld und Gewinn eingestellten Stimmung, Das Leben ist für ihn Geschäft, und alle politischen Wirren, alle Erfolge oder Misserfolge unserer Truppen, alle Zeitungsnachrichten und Schreckschüsse, alles läuft an: Abraham herunter wie ein Tropfen an der rußigen Pfanne, oder an seinem schmierigen Hut. Nur wenn wieder einmal eine Anzahl neuer Gefangener auftaucht, dann gleitet ein zufriedenes Lächeln über sein Mephisto ähnliches Gesicht. Dann kann man ihn auch einmal mit der Zigarre zwischen den wenigen, übrig gebliebenen Zähnen sehen. Er ist auf der Höhe seiner Empfindungen und seines Wohlbehagens. Kein Wunder! Er weiß, da blüht sein Weizen auf jeden Fall wieder. Bringen die Neuen nichts, dann brauchen sie vieles, das nur bei Abraham zu haben ist. Haben sie etwas, dann ist Abraham sicher, dass einmal für sie die Zeit kommen wird, da sie ganz im Stillen dies und jenes bei Abraham losschlagen müssen. Und Abraham ist diskret. Das weiß jedermann. Durch den Krieg mag er viel in seinem Straußenfedergeschäft zu Port Said verloren haben. Ader viel mehr als er dort verloren, hat er in Ahmednagar gewonnen. Mehrere Male im Monat schleppt er in der geheimnisvollen Tasche zwischen Hose und Hemd seinen erklecklichen Überschuss hinaus zum Zahlmeister. Denn Abraham ist klug. In diesem Fall handelt er genau nach Vorschrift, nach der er nie mehr als 30 Rs in Händen haben darf. Er weiß warum. Er kennt das Menschenherz, Abraham treibt seinen Handel unentwegt weiter. Erst der Tod wird dem ein Ende machen. Solange er lebt, kann er nicht anders. Er muss. Er ist wie der ewige Jude. Als andere sahen, welch glänzende Geschäfte Abraham machte, wollte es ihm mancher nachmachen. Aber es gelang keinem. Es gibt nur

einen Abraham in Ahmednagar und das ist eben der Mose Sigl.

Das Pensionat oder die Kinderschule

Um der entsetzlichen, gähnenden Längeweile etwas abzuwehren, erlaubt der Kommandant hie und da Spaziergänge außerhalb des Lagers in der Umgebung. Wenn sich das Lager wochenlang recht gut gehalten hat, d. h., wenn der Herr Oberstleutnant keine Unannehmlichkeiten unsertwegen hatte, dann dürfen die Gefangenen zweimal in der Woche immer eine Gruppe zu je 100 Mann unter militärischer Bedeckung auf eine Stunde in Reih und Glied zum Lagertor hinaus, Gassi gehn. Man marschiert auf der großen Kitchenerstraße spazieren. Gewöhnlich geht es um das alte Muhammedanerfort herum, das vor mehr als 100 Jahren Wellington selbst mit seinen Truppen erstürmt hat. Der Baum, unter dem er nach der Erstürmung geruht hat, steht heute noch zum Teil und ist durch eine Gedächtnis Tafel gekennzeichnet. So alle acht Tage kommt man einmal an den Spaziergang. Da nun aber der Kommandant dieses bene, wie er meint, in unserer Behandlung alle Augenblicke wieder verkürzt, wenn er bei irgend einer Kleinigkeit glaubt, das Lager strafen zu müssen, überhaupt den Gefangenen bei jeder Gelegenheit diesen Spaziergang als große Gnade bezeichnet, die wir eigentlich gar nicht verdienten, so gingen viel bald nicht mehr mit aus dem Lager, und verzichteten auf die Gnade. Jetzt kostet es jedes Mal große Mühe, die Leute zu einem Spaziergang zusammen zu bringen. Das ist der Grund, dass viele Gefangene die Umgebung von Ahmednagar nur sehen, wenn sie eingeliefert werden und den etwa einstündigen Weg vom Bahnhof nach dem Lager unter die Füße nehmen. Die einzige Gelegenheit, einmal anständigerweise aus dem Lager herauszukommen, ist etwa die Beerdigung eines Mitgefangenen draußen auf dem Militärfriedhof. Zum Glück kommen solche Beerdigungen selten vor. Wir haben im Lager bis jetzt nur wenige Tote zu beklagen. Bis zu unserer Abreise waren es sieben. Sie liegen alle an einer Stelle des Friedhofs beisammen. Von zusammengekauften Mitteln errichteten wir ihnen ein schönes Grabdenkmal aus großen, unbehauenen Natursteinen aus der Umgebung. Auf dem mittleren, größeren Stein ist eine rote Marmortafel angebracht mit den Na-

men, Geburts- und Todesdaten der Verstorbenen, und unten steht noch in Goldschrift der Spruch: "Der Tod ist verschlungen in den Sieg." Das Denkmal wäre unserem Plane nach bedeutend größer geworden, als es jetzt tatsächlich ist. Die dazu nötigen, großen Steinblöcke sind längst aus den Bergen herbeigeschafft worden und liegen vor dem Friedhofsportal. Aber irgend eine englische Behörde fand, dass das Denkmal der deutschen Kriegsgefangenen alle anderen, englischen Denkmäler zu sehr überrage und so mussten wir uns mit einer kleineren Anlage begnügen. Bemerkenswert ist noch, dass auf jenem Friedhof eine große Anzahl Buren begraben liegen, die während der Zeit ihrer Kriegsgefangenschaft vor etwa 16 Jahren dort starben. Sie, die Tapferen und die Unsrigen liegen dort friedlich beisammen und harren der Auferstehung von den Toten zu besseren Zeiten.

Und unsere Frauen

Nun wäre im großen Ganzen unser und unserer Mitgefangenen Leben im Lager geschildert. Allerdings eines fehlt noch. Etwas vom schwersten, das die meisten zu ertragen hatten, war die Trennung von Weib und Kind. Sie durften nicht beisammen bleiben. Auch die Missionsfamilien wurden getrennt. Damit wurde unwiderleglich die englische Heuchelei Lügen gestraft. Den Missionaren wurde nämlich gesagt, dass sie um ihrer selbst willen weggebracht würden. Die englische Regierung könne auf die Dauer keine Garantie übernehmen. Warum man aber nun Weib und Kinder vom Vater riss, das kann niemand recht erklären.

Und wie nun erst die Frauen zum Teil behandelt wurden? 8 Frauen und 10 Kinder wurden von einem betrunkenen Sergeanten fortgebracht. Alle zusammengepfert in einem Wagenabteil. Dazu eine zwölfstündige Fahrt in den Tropen. Auf den Bahnhöfen den Blicken der gaffenden Eingeborenen ausgesetzt. Zur Erfrischung wurde ihnen Kaffee in gewöhnlichen Emailletöpfen gereicht. Ganz so wie man es bei Verbrechern macht. Keine Spur von englischer Feinheit in Behandlung der Damen!

Ein Teil der Frauen war in Bellary, ein anderer in Belgaum untergebracht. In Bellary waren meist Missionsfrauen und Kinder. Sie waren in den kleinen Sergeantenwohnungen des dortigen Militärlagers untergebracht. Nicht gerade glänzend, aber immer-

hin noch erträglich. Das heißt, erträglich haben es sich die Deutschen erst gemacht. Als sie ankamen, war alles noch im vollsten Schmutz und grenzenloser Unordnung. Auch "Mitbewohner" fanden sich reichlich bei näherer Untersuchung der Räume. Da blieb als erste Tätigkeit deutscher Frauen nichts anderes übrig, als einmal gründlich zu reinigen. Nachdem alles gereinigt, geweißt und eingerichtet war, war's auszuhalten. Sonderlich auch, weil all die Bewachungsleute freundlich und nett waren und nicht unnötigerweise belästigten. Freilich kontrolliert wurde auch. Es hätte eine von den Missionarsfrauen doch einmal fortlaufen und irgendwo einen Aufstand hervorrufen können. Den Deutschen ist nie zu trauen! Selbst den Frauen nicht! Sind alle zusammen unheimliche Gesellen. Sie bringen alles fertig. Ja, gerade die Frauen! Ist es denn zu glauben? "Sah ich da" - so schreibt ein Engländer einmal - "so eine deutsche Frau im Zimmer auf und ab marschieren, und dabei singt sie in vollster Begeisterung die Wacht am Rhein. Und ihre Augen hätten Sie sehen sollen! Die leuchteten von einem ganz unheimlichen Feuer." Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Deutschen! Mancher Engländer schüttelt den Kopf über uns und zieht die Stirne in Falten und seufzt schwer. Gott sei Dank, sagen wir dazu, dass es endlich einmal soweit ist.

Aber da ist es begreiflich, wenn die Frauen und selbst die kleine Drachenbrut hinter Schloss und Riegel gebracht werden. Es ist vom englischen Standpunkt aus vielleicht auch zu begreifen, dass man sie an einen Fieberplatz gebracht hat. Bellary ist nämlich ein Malarianest. Alle Missionsleute, die dort hingebacht wurden, sind schwer erkrankt an Malaria. Manche von ihnen liegen heute noch im Spital mit dieser schrecklichen Krankheit. Die Kinder blieben meist verschont, weil Malaria wie es scheint bei Kindern nicht so recht anpackt. Es war gut, dass die eingeborenen Kindermädchen vom Missionsfeld mit waren. Die konnten aushelfen, wenn die Mütter vor Schwäche nicht mehr nach den Kindern sehen konnten.

Die anderen deutschen und österreichischen Frauen waren meist in Belgaum untergebracht. Das war ein besserer Platz. Vor allem fieberfrei. Nicht in allen Frauenlagern wurden die Internierten gut behandelt. Eine Frau wurde 14 Tage ins Gefängnis gesperrt, weil sie sich ohne Erlaubnis für ihren Säugling Milch verschafft hatte. Dabei

sind in Indien natürlich dieselben Vorschriften nicht wie bei uns. Dann wäre das ja zu begreifen. Der gemeinste Streich, den meines Erachtens die Engländer je gemacht haben, hängt mit dieser Trennung der Familien zusammen. Es ist kaum zu glauben, aber wahr bis aufs i-Tüpfelchen, dass die englische Regierung englisch geborenen an Deutsche verheirateten Frauen den Vorschlag machte, sich jetzt von ihren deutschen Männern scheiden zu lassen. Ich habe selbst ein solches Zuschreiben der Regierung gelesen. Teuflicherweise wartete die Regierung etwa $\frac{3}{4}$ Jahre lang nach der Trennung. Inzwischen sollte die Frau in ihrer Einsamkeit und Verzweiflung fügig geworden sein. Welch ein Streich; die Frau mit solchen Vorschlägen zu überfallen, während sie getrennt vom Gatten in einer fernen Ecke Indiens sitzt. Welche Teufelsregierung, die zu so schändlichem Ehebruch die Hand bieten will! Man streitet meines Wissens über die Existenz eines Teufels. Aber in englischen Regierungskreisen sitzt mehr als ein wahrhaftiger Gottseibeius.

Soviel ich weiß, hat keine der Frauen in Indien, an die der Vorschlag ging, demselben Folge geleistet. Aber allein die Idee ist schaurig und bezeichnend genug.

Was die Frauen und Kinder in dieser Zeit alles ausgestanden, getragen, gelitten haben, entzieht sich meiner genaueren Kenntnis. Es war schwer. Das weiß ich.

Da war es für die Eheleute immer eine Freude, wenn der eine oder andere Teil es endlich erreichte, dass die Frau nach Ahmednagar kommen durfte, um den Mann drei Tage lang zu besuchen. Dann durfte der Mann mit einem Pass außerhalb des Stacheldrahtzaunes wandern. Beide konnten sich nach ein oder $1\frac{1}{2}$ jähriger Trennung wieder einmal aussprechen. Leider war das nur wenigen vergönnt. Schon nach kurzer Zeit wurden diese Besuche verboten. Jeder innigere Verkehr musste aufhören. Die kurzen, zensierten Briefe änderten an diesem Zustande nichts.

Immerfort wurden über diese Trennung Klagen an die Regierung eingesandt. Sie reagierte darauf. Das einmal hieß es, die Besuche werden wieder eingerichtet. Ein andermal wurden die Eheleute sogar getröstet mit dem Versprechen, sie würden zusammenkommen. Familien dürften in einem Familienlager beisammen wohnen. Alles

freute sich riesig auf diese Aussicht. Man glaubte sie anfangs nicht ganz. Es wäre zu schön, um wahr zu sein, sagten die misstrauisch gewordenen Gefangenen. Aber der Oberst des Lagers gab bestimmten Bescheid. In drei Wochen kommen sie zusammen. Nun fingen die Männer an zu zählen. Fast die Tage und Stunden. Sie konnten es kaum erwarten. Die Frauen und Kinder werden es ähnlich gemacht haben.

Da - ein neuer Regierungsbefehl. Die Frauen und Kinder werden heimtransportiert nach Deutschland, ohne den Gatten und Vater noch einmal sehen zu dürfen. Also aus dem Zusammenwohnen wurde wieder nichts. Die Mehrzahl der gefangenen Männer draußen in Ahmednagar ist nun schon seit zwei Jahren und acht Monaten von Weib und Kind getrennt.

Nach Hause über London

Uns Missionaren schlug nach 18 oder 19 monatlicher Gefangenschaft endlich die Freiheitsstunde. Leider nur uns. Den übrigen Armen im Lager nicht. Sie mussten schweren Herzens zurückbleiben.

Aber warum wurden wir Missionare frei? Das ist ebensowenig durchsichtig als unsere Gefangennahme. Der angegebene Grund war der, dass nach der Genfer Konvention Geistliche und Ärzte nicht gefangen gehalten werden dürfen. Um diesen Paragraphen zu finden, brauchten die Engländer 19 Monate. Wir Missionare hatten überdies gleich am Anfang unserer Gefangenschaft mehrere Male darauf aufmerksam gemacht. Dortmals war die Erkenntnis nicht erwünscht. 19 Monate später hatte sich die Lage verändert. Da konnte es allmählich zu einem Frieden kommen. Und was sollte nach dem Frieden mit den Missionaren werden? Die wollten natürlich wieder auf ihre Stationen und weiter arbeiten. Aber solche gefährlichen Deutsche dürfen nicht, mehr in Indien bleiben. Sie könnten ja die Wahrheit nachher bekannt machen. Das Volk könnte unruhig werden. Es könnte Aufruhr, Revolution, Krieg geben. Darum fort mit den Missionaren möglichst schnell heim mit ihnen. Dort sind sie am wenigsten schädlich.

So wurden wir am 29. März 1916 abgeführt nach Bombay. Zuerst ging's $1\frac{1}{2}$ Stunden die Straße entlang nach dem Bahnhof von Ahmednagar. Singend natürlich, trotz der Hitze. Bei einbrechender Dunkelheit kamen

wir an, luden unser Gepäck von den Wagen und schleppten es zum Zug, Wir staunten. Lauter schöne Wagen II. Klasse. Mir fiel das alte Lied ein:

Wie der Schimmel am Leben is gwen -
Hab'ns ihm nix z'fressen geben.
Wie der Schimmel tot ist gwen -
Ham's ihm an Schübepel Heu hingebn.

Immer vier in einem Abteil saßen wir beisammen. Jeder fühlte sich wie ein Freiherr. Wie herrlich nach all den Entbehrungen! Auf einmal wieder Mensch. Zivilisierter Mensch. Das Barometer der Selbstachtung stieg um ein paar Grade.

In rasender Eile ging's die Nacht durch Bombay zu. Am Morgen erreichten wir Poona. Der andere Zug mit den Frauen und Kindern war schon angekommen. Wiedersehen der Familien. Unbeschreibliche Freude nach all dem Leid und der langen Trennung. Leid und Trauer war im Nu vergessen. Dann auf dem Bahnhof ein ordentliches Frühstück an reinlich gedeckten Tischen mit weißen Tüchern und Blumen. Wir waren geradezu gerührt. Warum das jetzt? War das alles vielleicht nur deshalb, um alle die dunklen Erinnerungen schnell auszuwischen? Wir kannten uns fast nicht mehr. Jedes Tischtuch, jede Blume, jede Tasse und jeder schöne Teller überwältigte uns fast. Dann ging's weiter, die West Ghats herunter. Eine herrliche, höchst interessante Fahrt in Schlangenlinien in rasender Eile bergab. Oben sahen wir noch die Strecken, die wir eben gefahren waren. Tief unten überdeckt von dämpfig flimmernden Luftschichten lag die Ebene. Herrlich, herrlich, wenn man wieder einmal etwas sieht von der Welt und nicht mehr hinter dem Stacheldraht stehen muss.

Nachmittags kamen wir im Hafen von Bombay, im Alexandra Dock an. Unser Selbstgefühl war auf der Fahrt wieder ein wenig zu hoch gestiegen. Wir hatten hochgespannte Erwartungen. Die mussten wieder etwas heruntergeschraubt werden.

Da lag ein Dampfer im Dock. Das wird doch nicht die Golconda sein? Dieser kleine, schwarze, dreckige Dampfer? Da sollen 500 Menschen hinein? Nein, das ist unmöglich!

Aber es war doch so. Alles musste aussteigen. Jeder musste noch zu einer kurzen Untersuchung antreten. Dann ging es hinein ins Schiff. - Schrecklich! Entsetzlich! Da

halte ich es keine Stunde aus! Das ist ja eine fürchterliche Hitze! Der Schweiß strömt aus den Poren. Der Tropenanzug ist in wenigen Minuten durchschwitzt. Und welch ein Gedränge! Man kann sich nicht recht umdrehen. Dazu das Schreien der Kinder, das Jammern der Mütter, das Schimpfen der Väter mit den schwarzen Kellnern. Alles rennet, suchet, schaut, staunt, fragt, gestikuliert, überlegt und schickt sich resigniert in sein Schicksal. Aber nur solange er auf Deck ist und das größere Übel noch nicht weiß. Jetzt hat er endlich einen Weg in die Tiefe zu den Kabinen gefunden. Man muss sich zwar durchdrängen. Aber es geht. Ein Stock tief. Wo ist denn meine Kabine? Hier ist keine Kabine. Noch einen Stock tiefer. Dumpfe Luft. Ein Geruch von frischer Ölfarbe, Küchendunst und Gefrierfleisch. Da und dort eine düster brennende elektrische Lampe. Enge Gänge. Der dicke Herr Sch.... kommt kaum durch. Zwei Leute machen eben Anstrengungen an einander vorüberzukommen. Sie sehen einander in die Augen. Was da drinnen alles zu lesen ist! Na - mal frisch hinein in die Bude. Da steht ja die Nummer: Kabine 15. Da gehöre ich hinein. - Mal rein, lieber Bruder, tönt es von innen. Frisch ging ich hinein. Aber erschöpft kam ich heraus. Vollständig aufgelöst in Schweiß. Ja, was - das ist die Kabine? Wo denn? Ich sehe sie ja gar nicht. Na - da sind doch die Betten! Richtig - da ist so etwas wie lange flache Kisten übereinander. drei, vier, fünf oben - fünf unten. Zehn Mann sollen da schlafen? Und die nötige Luft? Wo kommt denn die her? Ach so - da ist ja ein Guckloch, das man mit zwei Händen zudecken kann, wenn es gerade einem Haifisch einfallen sollte, bei Tag oder Nacht neugierig hereinzuschauen. Ich sehe mich um. Waschgelegenheit? Ein einziges Waschbecken für zehn Mann. Das wird interessant. Und wo kommt denn das Handgepäck hin? Ein unlösbares Rätsel. musst halt sehen. Geschaut habe ich. Nur geschaut und wieder geschaut. Endlich habe ich mich drein gefunden. Der Schreck ist überstanden. Da merke ich erst, wie ich schwitze. An den Händen, über die Backen und die Nase rieselt es nur so. In Schweiß gebadet, stürze ich aus der Kabine. Dort unten ist's fürchterlich. Weiter oben aber fast noch fürchterlicher. Ich bin auf dem Hinterdeck. Da wo die Nahrungsmittel für die Küche vorbereitet werden. Ich fahre mit der Hand nach der Nase. Ein fürchterlicher Gestank! Alles ist unappetitlich im höchsten Grade.

So ein dicker schwarzer Fleischer hackt und sägt an einem gefrorenen Hammel herum. Ein schmutziger Küchenjunge wirft zählend gefrorene Fische auf den vor Schmutz starrenden Boden. Ein dreckiger schwarzer Bäcker vergräbt gerade seine schweißigen, schwarzbraunen Arme im Mehlteig, der zu unserem Brot verarbeitet werden soll. Ein Negerjüngelchen betappt die kleinen Küchlein, unsren späteren Nachtsch. Nebenan sitzen ungefähr zehn indische Matrosen und essen schmatzend ihren Reis, den sie mit den triefenden Fingern in den Mund stecken. Und neben denen stehen gar ein paar Kohlentrimmer, spliternackt und übergießen ihre ruß- und kohlangeschwärzten Leiber mit Seewasser. Sie baden. Und ihr Badewasser umspült unsere Fische und das gut zerteilte Hammelfleisch am Boden. O - Graus! Was soll das werden? Sieben Wochen lang eine solche Küche! Das ist nicht zum ausdenken, geschweige denn zum aushalten.

Also schnell herauf aufs Oberdeck, damit der Anblick all dieser Dinge nur nicht den Magen umstülpt. Nahe genug ist mirs. Es flimmert mir schon vor den Augen.

Das Rennen und Rufen, Schwatzen und Schreien oben ist mir nach all dem Erlebten Erholung. Es ist mir wieder besser. Ich lehne mich an die Reeling und sehe hinüber aufs Land. Da steht der Erzbischof von Bombay. Ein alter, schwacher Mann, der gestützt werden muss. Ein Deutscher, der den abfahrenden Jesuiten Lebewohl zuwinkt. Er selbst bleibt in Indien. "Ich bin hier als Vertreter des Papstes", soll er gesagt haben, als man ihn auch fortschicken wollte. Das wirkte und er blieb.

Endlich ging's ab. Wohin? Wir wussten nur, dass es heim gehe. - Aber den Weg wussten wir nicht. Sollte es durch den Suez gehen oder ums Kap der guten Hoffnung herum? Die einen brachten allerlei Gerüchte, denen zufolge es durch den Suezkanal gehe. Da war der Wunsch der Vater des Gedankens. Sie fürchteten aus verschiedenen Gründen die lange Seereise. Die andern sagten, es geht ums Kap. Da war auch der Wunsch der Vater des Gedankens. Die wollten die Welt sehen. Je mehr, desto lieber. Am zweiten Tag merkten wir, es geht ums Kap. Wir hatten süd-südöstlichen Kurs.

Und nun begann das Reiseleben. Jeder suchte sich mit seinem Schiffsstuhl ein Plätzchen an Deck. 500 Leute! - Das ist

keine Kleinigkeit. Man saß eng nebeneinander. - Von früh sechs Uhr bis abends zehn Uhr. Dazwischen hinein die Mahlzeiten im Speisesaal. Natürlich auch überfüllt. Massenabspeisung. War die eine Abteilung fertig, dann kam die zweite. Das Essen war immer dasselbe. Kaum eine Abwechslung. Zuerst konnte man es noch ertragen. Allmählich musste man sich zum Essen zwingen und schließlich ekelte es einem davor. Man saß und aß. Man aß und saß. Das war der Tageslauf. Viel mehr ist im Allgemeinen eigentlich nicht zu berichten. Einige Male wurden Konzerte veranstaltet. Einige Male gab es Frauenzänkereien. Einmal hielten die Offiziere in anerkennenswerter Weise einen Kindernachmittag ab. - Im Übrigen war es eintönig und langweilig sieben Wochen lang.

Die Fahrt ging nach den Seyschellen. Dann zwischen Madagaskar und Afrika durch an der südafrikanischen Küste entlang. Dann ums Kap der Guten Hoffnung herum, Wir erwarteten heftigen Sturm. Dort soll ja immer Sturm sein. Als wir kamen war spiegelglatte See, Staunen allerseits natürlich. Einer fragte den Ersten Offizier, warum denn kein Sturm sei? Die Frage zeugt nicht gerade von großer Klugheit. Das konnte der Offizier doch auch nicht wissen. Aber er gab eine interessante Antwort. "That's the damned luck of the Germans" - Das ist das verfluchte Glück von Euch Deutschen. Mit Euch ist Gott. - Das ist ein schönes Bekenntnis, wenn man es einmal vom Feinde hören darf. Daheim glaubt man es nicht mehr, weil man an Gottes Hilfe zu sehr gewöhnt ist. Aber unsere Feinde werden dessen voll Ingrimm immer und immer wieder inne und sagen's auch zuweilen einmal.

Vom Kap ging's hinein nach Kapstadt in den Hafen. Vor uns lag sie ausgebreitet, die Stadt am Tafelberge. Der Tafelberg selbst war in Nebel gehüllt bis Mittag. Unser Schiff lud drei Tage lang Kohlen ein. Gleich für die Reise nach London und zurück. 2.000 Tonnen. Durch das ewige Kohlenladen war alles überdeckt von einer dicken Schicht Kohlenstaub.

Wir durften leider nicht in die Stadt. Nur etwa 300 Schritt weit vom Schiffe weg durften wir gehen und das Stadtbild besehen. Händler kamen mit Straußenfedern und Eiern. Andere brachten Äpfel und Trauben vom Kapland. Da aßen wir uns ordentlich satt dran. Das war ein wirklicher Genuss für

uns, nach all dem geschmacklosen Schiffessen.

Am Karfreitag stieg am Flaggmast der "blaue Peter" in die Höhe. Endlich ging's ab. Das war das Signal zur Abfahrt. Vorher fuhr noch ein großer japanischer Passagierdampfer ein. Die Passagiere guckten fast ein Loch durch ihre Fernstecher als sie erfuhren, wir seien deutsche Gefangene. Allerdings, viele Passagiere waren nicht drauf. Überhaupt war der Hafen fast leer. Unterwegs bis Kapstadt hatten wir ganz wenige Schiffe bemerkt. Das war schlechter Schiffsverkehr, schon im April 1916. Wie mag es jetzt auf dem Meere öde sein! Um acht oder neun Uhr fuhren wir aus Kapstadt. Dichter Nebel umgab uns. Von Minute zu Minute brüllte unser Nebelhorn in den Nebel hinein. Es war gar kein Spaß. Acht Tage vor unserer Einfahrt erst war ein Schiff auf ein anderes geraten und untergegangen. Wir hatten das Wrack noch gesehen. Es hätte uns auch so gehen können. Aber wir waren ja Deutsche. Und es ist nach englischem Ausspruch das Glück der Deutschen, dass Gott mit uns ist. So ging es ohne Unglück durch den Nebel jetzt direkt in nordwestlicher Richtung der Heimat zu. Jeden Tag warteten wir gespannt auf das Besteck. Wieder so und soviel 100 Meilen weiter. Die Atlanten wurden aufgeschlagen. Da und da sind wir. Am so und so vielten Längen- und Breitengrad. Noch soviel Meilen, noch so viele Tage und wir sind daheim.

Unsere Ungeduld ist begreiflich. Denn die Fahrt war unerträglich. Und überdies waren in das überladene Schiff in Kapstadt noch 60 Passagiere gekommen. Man musste fast übereinander sitzen.

Nach weiteren acht Tagen tauchte in der Ferne die Felsenmasse von St. Helena auf. Wir waren voller Neugierde. Wer hätte es von uns je gedacht als wir einst Napoleons Geschichte studierten, dass wir einmal auch die Hütte seines Exils sehen sollten. Noch dazu als Exulanten.

Die Insel ist ein riesiger vulkanischer Felsblock mitten im Ozean, ganz allein auf viele 100 ja 1000 Meilen. Es mag ihm schwer geworden sein, dem Feuergeist da droben, auf der einsamen Insel. Wir sahen die eigenartig gestalteten Felsgruppen an der Küste, die Hänge und Weideplätze oben, die verstreuten Häuschen und Dörfchen, und unten die Hauptstadt Jamestown und

das Gouverneurshaus, in dem Napoleon eine Nacht zugebracht hat. Wir ertappten uns alle bei einer merkwürdigen Gefühlsdu-selei. Wir sympathisierten auf einmal so sehr mit dem Korsensohn. Wir wussten gut, was er unserem Volke alles angetan hatte. Das stellten wir einstweilen in den Hintergrund. Aber dass er Gefangener war wie wir, und dass er Englands geschworener Feind war wie wir, das brachte ihn uns näher, als wir ahnten.

Wir blieben vor St. Helena über Nacht. Da huscht auf einmal ein mächtiger Lichtstrahl über uns hinweg. Da noch einmal und noch einmal. Scheinwerfer! Warum denn? Wer wird denn dieser Insel was tun wollen? dachten wir. Die Engländer dachten offenbar anders, denn die Küste war mit Kanonen gespickt, Kriegsschiffe waren in der Nähe und bei Nacht wurde das Meer abgesehen nach feindlichen Fahrzeugen.

Vielleicht ist wieder eine deutsche Möwe unterwegs, rieten wir. O - wenn wir sie träfen! Das wäre herrlich, wenn wir unsere jetzigen Wächter bewachen dürften. Die Rollen vertauschen, das wäre zu schön! Mit kühnen Hoffnungen verließen wir den Hafen von Jamestown. Ich weiß gar nicht, wie eigentümlich, träumerisch mir zu Mute war. Immer stand ich oben auf dem Hinterdeck und blickte unverwandt nach der entschwindenden Felsmasse. Sie wurde immer kleiner und kleiner. - Gerade sah sie noch ein wenig über den Horizont auf. Jetzt war sie verschwunden. Wie mich die Erinnerung an diesen Bonaparte doch gefangen nahm! Ich konnte mich seinem Bann gar nicht entziehen. Es war mir, als lebte sein Geist noch in diesen Zonen dort. Und ich hasse ihn doch so sehr, wie ihn nur ein Deutscher hassen kann. Und doch saß ich in der Abenddämmerung, als Helena uns längst im Meer versunken war, am Heck und stierte hin nach Süden, und mein Geist suchte den merkwürdigen Mann.

Schon wieder waren wir einige Tage auf dem freien Ozean. Nichts war zu sehen. Kein Land, kein Schiff, kein Fels, kein Riff. Nur Wasser und immer wieder Wasser. Unendliche Wassermengen! Die Seekarte belehrte uns, dass das Wasser, über das wir fuhren, unter uns 5.000 und 6.000 m und tiefer war. Unheimlich! Wenn jetzt da ein deutsches U-Boot käme und uns versenkte? Die wissen ja nicht, wer wir sind. Ein schrecklicher Gedanke! Der wurde aber

sofort von einem anderen in Hintergrund gedrängt. Wie werden wir uns im Falle eines Unglückes retten? Bei so vielen Menschen, besonders soviel Frauen und Kindern, kann im Notfalle eine solche Unordnung einreißen, dass jede Rettung ausgeschlossen ist. Folglich müssen Rettungsübungen veranstaltet werden. Gesagt, getan. Die erste Übung war angesagt. Die Herren hatten das Vorrecht, im Zwischendeck warten zu dürfen, bis die Frauen und Kinder versorgt waren. Eine angenehme Aussicht im Ernstfalle zehn Minuten, $\frac{1}{4}$ Stunde oder auch mehr da ruhig warten zu müssen, während das Schiff tiefer und tiefer sinkt. Ich träumte mich während der Übung in die entsprechenden Gefühle hinein, und war wirklich froh, als ich aufwachte und alles nur Schein war. Von den Frauen fielen während der Übung zwei in Ohnmacht. Allein der Gedanke an das Schreckliche raubte ihnen die Besinnung. Die Übung verlief zur allgemeinen Zufriedenheit. Natürlich. Die Mängel der Organisation wären erst im Ernstfalle zu Tage gekommen. So beim Spaß kann man leicht zufrieden sein.

Einmal kam auch der Schreck des Torpediertseins über uns. Wir saßen um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr mittags ruhig da. Es war fürchterlich heiß. Am nächsten Tage sollte der Äquator passiert werden. Die Herren Tommies hatten schon ein großes Segeltuch in Kistenform zurecht gemacht. Das sollte mit Seewasser gefüllt werden. Beim Passieren der Linie mussten dann die Täuflinge auf ein Brett über dem Wasser sitzen, wurden mit Pech eingeseift und mit einem großen Holzmesser rasiert. Zum Schluss verschwand das Brett unter dem Eingeseiften und er fiel samt Kleider und Stiefel in das salzige Nass. Alles war vorbereitet dazu. Wir brüteten so vor uns hin auf unseren Stühlen. Unsere leiblichen Augen ruhten auf dem glitzernden glatten Spiegel der See. Unser geistiges Auge schaute in die Heimat, der wir uns Stunde um Stunde mehr näherten. Unten balgten sich ein paar schwarze Matrosen herum.

Auf einmal platscht etwas im Wasser. Ein Jesuitenpater in der Nähe springt auf und schaut. Es gibt plötzlich eine fürchterliche Erregung auf dem ganzen Schiff. Was ist los? Torpedo? U-Boot? Um Himmelswillen meine Kinder? Wo sind sie? Einen Augenblick entsetzliche Unruhe. Die Knie zittern mir während einiger Sekunden. Alles ist erleichtert. Was ist geschehen? Die Unge-

wissheit regt mehr auf als der Gedanke eines Unglücks selbst. Da hört man auf einmal den Ruf: "Mann über Bord." Aber wer denn? Ein dummer Mensch sagt in seiner Gefühlsrohheit einer Mutter, ihr Knabe sei ins Meer gefallen. Der Mutter steht einen Augenblick das Herz vor Schrecken still. Glücklicherweise erlöst sie aus ihrem Schrecken die Nachricht, es sei ein Matrose ins Wasser gefallen. Und so war es auch. Die Matrosen hatten gerauft. Der eine war von den anderen hart angegriffen und gejagt worden. Er springt rasch entschlossen auf die Reeling und von da ins Meer. Nun setzt ein Brüllen der Nebelhörner ein. Das Schiff pfaucht und stampft. Die Schraube schlägt mächtigen Schaum. Das Schiff hält. Ein paar schwarze Matrosen sind mit dem Ersten. Offizier in ein Rettungsboot gesprungen. Es wird herunter gelassen, ehe das Schiff ganz hält. Man meint als Zuschauer jeden Augenblick, die Leute müssten aus dem schwankenden Boot fallen. Nichts passiert. Sie kommen sicher in das Wasser. Vom Unglücklichen ist nichts zu sehen. Die Passagiere stehen an Deck. Jedermann voll Aufregung. Alles strengt sich an, den armen Menschen draußen zu entdecken. In der Ferne ist ein Pünktlein zu entdecken. Da ist er! Er lebt noch! Er schwimmt! Die Bootsleute im Boote rudern aus Leibeskräften. Der Offizier steht im schaukelnden Boot aufrecht und sucht mit dem Fernglas die weite Fläche ab. Sie haben den Schwimmer entdeckt. Sie rudern auf ihn zu. Schneller! Schneller! Er hält es nicht aus! Er ist schon 20 Minuten im Wasser. Die Wogen drohen ihn zu verschlingen. Unser Schiff dreht und fährt langsam zurück. Da - wo ist der Ärmste? Man kann ihn nicht mehr sehen. Eine Woge hat ihn verschlungen. Ach Gott, wie schrecklich! Alles lebt und denkt im Augenblick nur an ihn, den vorher kaum jemand kannte. Hallo - da taucht er doch wieder auf. 25 Minuten schwimmt er schon. Das Boot nähert sich. Schnell, schnell! Er kann nicht mehr. 28 Minuten. O - sicher, es gelingt nicht mehr. Die Ruderer rudern, so gut sie nur können. Der Schwimmer schwimmt mit höchster Kraftanstrengung. Die Passagiere rufen und winken und schreien. Manch einem treibt die Aufregung die Tränen in die Augen. - Jetzt sind Boot und Mann nur noch 20 m von einander entfernt. - Jetzt - zehn - jetzt fünf. Gott sei Dank, sie sind bei ihm. Sie heben ihn ins Boot. Er ist gerettet. Ein Huraruf vom Schiff belohnt den Offizier und die

Matrosen für ihre Ausdauer. Auch unser Schiff ist mittlerweile nachgefahren. Das Boot wird heraufgezogen. Der Erschöpfte wird ins Bett gelegt. Die Dampfpeife erschallt. Die Maschine beginnt ihr stampfendes Geräusch. Das Schiff fährt wieder nach Norden. Alles ist vorbei.

Immer näher kommen wir an Europa heran. Man sieht nicht viel Schiffe, aber immerhin einige. So oft eines in der Ferne auftaucht, heißt es: "Ob es wohl die Möwe ist?" Aller Augen sehen gespannt hin. Der Herr L. guckt angespannt durch die Fäuste in Ermangelung eines Fernglases. Der Herr Fr. sitzt erschöpft von der nun schon fünf Wochen dauernden Seekrankheit auf einer Bank und lässt sich berichten. Eine Stunde lang wird diskutiert und beobachtet. Dann zeigt sich, dass es keine Möwe ist. So geht es eben ohne Möwe weiter.

Ob wir wohl nach Gibraltar müssen? Die auf der ersten Golcondafahrt mussten hin. Wäre ganz interessant, den Felsen auch einmal zu sehen. Wir fahren vorbei. Nach Norden. England zu. Wie wenige Schiffe uns begegnen! Das Meer ist wie ausgestorben.

Wir sind durch den Golf von Biscaya. Wieder lächelt uns "deutsches Glück". Auch hier ist kein Sturm Spiegelglatte See. Die letzte, gefährliche Nacht kommt heran. Da oben an der Spitze der Bretagne, da ist es gefährlich. Da sind schon viele Schiffe von U-Booten versenkt worden. Vielleicht kommt nun auch unsere Golconda an die Reihe. Das wäre uns aber nicht recht gewesen. Zwar die Engländer hätten gejubelt, wenn das geschehen wäre. Deutsche bringen ihre eigenen Leute um! Seht die Barbaren! Der Herr Oberkellner hat das immer gewünscht. Oft hat er gesagt: "O - wenn wir doch torpediert würden. Ich würde gern untergehen. Hab' Freunde oben und unten. Aber ihr - ihr verdammten Deutschen müsstet mit. Allein der Gedanke wäre mir Seligkeit im Tod." Ich muss gestehen, der Mann gefiel mir in seinem Hass. Der ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Frauen und Kinder jämmerlich ertrinken sehen zu wollen. Das ist wirklich die gentlemanliness auf die Spitze getrieben.

Nun, wenn dieser Herr auch einen solchen Wunsch in seinem gelben, hasserfüllten Herzen hegte, die anderen Engländer an Bord dachten anders. Wenn sie es auch uns vielleicht gegönnt hätten, ihr gutes Meer zu kosten, sie selbst wünschten das

für sich keineswegs. Vielmehr machten sie alles zur Rettung bereit, banden die Rettungsgürtel um und lagen bei Nachtsprungbereit auf Deck. Die Rettungsboote waren bis auf die Reeling heruntergelassen. Auch waren sie mit frischem Wasser, Zwieback, Kerzen und Kompass versehen. Alle Offiziere waren an Deck mit ihren Karten und Sextanten bewaffnet. Bereit - vollständig bereit und jeden Augenblick gewärtig den Torpedo zu vernehmen.

Ich verließ mich auf unser deutsches Glück oder besser auf Gottes Hut, die uns nun schon so lange daheim und draußen hold gewesen. Ich dachte, Gott wird uns vollends hold sein, bis wir daheim sind. Und in diesem Glauben zog ich mich drunten in der Kabine aus und legte mich ins Bett und schlief selig, bis die Sonne ihre Strahlen durch die kleinen Guckfenster sandte und mich aufweckte.

Nichts war passiert. Alles atmete erleichtert auf. Auch die Tommies und die Offiziere. Nur der Oberkellner war heute noch unzufriedener und unfreundlicher als sonst. Und von Zeit zu Zeit murmelte er zwischen den Zähnen sein "damned luck of the Germans".

Jetzt begann die Fahrt erst recht interessant zu werden. Wir waren ja im Kanal. Zuerst grausiger Nebel. Keine 10 m weit konnte man sehen. Die Nebelhörner heulten unaufhörlich, bald bei uns, bald auf anderen Schiffen. Endlich wich der Nebel. Ein herrliches Bild! Zur Linken lagen die großen Kreidefelsen der Küste Englands. Zur Rechten war das Meer und eine Unmenge von Schiffen. Eines hinter dem anderen. Alle auf dem Wege nach Frankreich. Ein imposanter Zug! Aber alle voll von unseren Feinden. Dazwischen sausten die englischen Torpedoboote dahin. Eben sieht man eins. Der Bug ragt weit über das Wasser heraus. Die drei kleinen Schornsteine rauchen, was heraus geht. Dann kommt eine mächtige Woge. Sie fegt über das Boot weg, dass man es nicht mehr sieht. Dann taucht es wieder auf und wieder unter. Wahrlich schön, prächtig schön! Wenn es nur nicht die Schiffe unserer Feinde wären!

Wir stehen ununterbrochen an Deck. Wir sehen uns müde an all dem vielen, das es zu sehen gibt. Es wird Nachmittag. Da rast so ein kleines Torpedoboot daher. Schon nun weitem ruft der Kapitän mit seinem mächtigen Fernrohr: "8top". Wir halten au-

genblicklich. Unser alter Kasten knackt und kracht in allen Ecken und Fugen. Wir dürfen nicht weiter. Sonst geraten wir auf die Minen, die wenige 100 m von uns weg im Wasser versteckt liegen.

Abends um acht Uhr geht's weiter. "Through the gate!" rief uns der Offizier von dem kleinen Wachtschiff zu. Wir sahen es bald, was damit gemeint war. Es war eine lange Straße auf dem Meer. Links und rechts Leuchtschiffe. Vor uns und hinter uns ein Dampfer nach dem andern. Wie ein Dieb in der Nacht mussten die Schiffe der Seemacht Englands schleichen, damit sie nicht erwischt werden von deutschen U-Booten. Und da sagt John Bull Greatmouth, die See ist mein.

Wir kamen bis Dover. Da mussten wir wieder eine Nacht lang halten. Am andern Morgen erst ging's weiter. Es war gut, dass wir bei Tag und nicht bei Nacht fuhren. Da konnten wir sehen, beobachten und merken, was bemerkenswert war. Wir fuhren durch einen ganzen Friedhof von Schiffssleichen. 54 Schiffe lagen damals auf der kurzen Strecke von Dover nach Ramsgate versenkt und streckten ihre Masten oder Schloten verzweiflungsvoll in die Luft. Wie viel mögen es jetzt sein? Dann sahen wir zum ersten Male Flieger durch die Luft schwirren. Wir hörten den Donner von Kanonen, sahen das Aufschlagen der Granaten auf der Wasserfläche. Drüben am Themseufer übte auch eine Luftabwehrbatterie. Ihre Schrapnellwölkchen sah man deutlich in der Luft auftauchen und verschwinden, Kriegsschiffe kamen von oder gingen nach Sheerneß. Kurz, ein überaus buntes Erleben, das uns alle in Spannung hielt.

Dazu kam das schöne grüne Ufer der Themse. Es war ja ein wunderschöner Monat Mai. Unser Herz ging auf vor Freude und Lust. Europäischer Frühling! Gras, Blumen! Alles Dinge, deren wir uns in Indien mehr oder weniger entwöhnt hatten. Dann kam die Erinnerung, wie wir vor Jahren da gewandelt. Dazumal noch Freunde, ohne Hass und Groll und Kampfwut im Herzen. Und dann wanderten die Gedanken ein wenig voraus in die Heimat. Morgen steigen wir ins holländische Schiff und dann geht's heim. Heim zu Vätern und Müttern, die nun noch gar nicht wissen, wo wir sind.

Die Themse wird enger und enger. Unser Herz weiter und weiter. Ringsum uns wird's

dunkler und rauchiger, denn wir fahren ja ins Steinmeer Londons hinein. Aber in uns wird's heller und frischer, denn wir denken nicht an London, sondern an die Heimat. Auf der Themse wird es lebhafter und unruhiger, denn wir sind im Welthafen. In unseren Herzen wird's stiller und friedlicher denn wir weilen in Gedanken bei den Lieben.

Das Schiff hält. Die Hafenzollerei kommt an Bord. Unsere Pässe werden abverlangt. Warum das? Die brauchen wir doch. Natürlich - sagt ein anderer. Aber die Engländer müssen doch kontrollieren. Gut. Bis morgen können sie das wohl erledigen. Ist mir auch recht. Getrost laufe ich das Deck entlang. Da steht mein Kollege M. Er ist rot wie ein Puter. Was ist? "Frauen und Kinder fahren morgen heim. Männer bleiben da." Nicht möglich! "Mache keine dummen Witze!" Ich gehe ein paar Schritte weiter. Dasselbe Gerücht. Da werde ich böse. "Glaubt's doch nicht!" rief ich. "Da hat wieder irgendeiner was läuten hören, aber nicht recht." Da höre ich es schon wieder von anderer Seite. Es ist wahr. Unerhört! Was macht man da? Wir müssen den amerikanischen Konsul sprechen. Wir haben Pässe von der Regierung nach der Heimat. Wer darf uns aufhalten? Der amerikanische Konsul her! Der Konsul! Der Konsul!... Wir hatten gut schreien. Die englischen Herren hörten unser Klagen mit eiskaltem Gesicht an. Sie versprachen uns morgen den Konsul zu schicken. Dann fuhren sie ab. Fünf Minuten darauf kam die Nachricht: Der amerikanische Konsul kommt nicht. Ihr Männer werdet morgen ins Gefangenenlager abgeführt. Wir kochten vor Wut. Alle unsere süßen Träume waren dahin. Die Ehepaare eilten erregt auf und ab. Tränen funkelten in den Augen. 19 Monate getrennt. Jetzt sieben Wochen Zusammensein. Und nun wieder Trennung? Wer weiß; wie lange? dass die Engländer versprechen, uns nicht lange behalten zu wollen, glaubt niemand. Denen kann ja kein Mensch mehr glauben. Resigniert warf ich mich in meinen Sessel. Und als mir das zu dumm war, stieg ich die Hühnertreppe hinunter in die Kabine und legte mich ins Bett. Das ist die einzige Rettung für mich. Schlafen muss ich, sonst berste ich vor Zorn und Erregung. Und ich schlafe köstlich. Allerdings habe ich mich dabei selbst betrogen. Ich redete mir ein, dass am Morgen doch alles noch recht werde. Es wurde aber nichts recht. Im Gegenteil. Alles ging krumm. Um zehn Uhr kam der Fährdamp-

fer. Wir luden unser Gepäck hinüber. Dann stiegen wir selbst hinunter und setzten uns irgendwo auf eine Bank. Oben standen die Frauen und Kinder und weinten. Unten saßen, standen wir und - weinten nicht. Aber es war uns nicht fern. Ich hätte am liebsten wie weiland Simson einen Eselskinnbacken genommen und alle totgeschlagen. Es war aber besser, dass ich es nicht getan habe. Das will ich ruhig bekennen.

Fast noch mehr habe ich mich über einen meiner Nebensitzer geärgert. Dem kommt in dieser schmachvollen Stunde der schändliche Gedanke, unseren englischen Kapitän hochleben lassen zu wollen. Ich will es ihm ausreden. Es ist nicht möglich. Wenigstens nicht auf gute Weise. Erst als ich klotzgrob werde, gibt er nach. Aber etwas anderes kam. Etwas Schöneres. Unten bei uns stand unser Leidensgenosse Pastor W. aus Kapstadt. Oben winkten seine beiden Kinder, die er allein nach Deutschland ins Auswärtige Amt schicken musste. "Vater, ruft die Tochter, was soll ich daheim ausrichten?" "Meine Liebe" sagt er, und dann wendet sich der riesige Mann nach London und mit erhobener Faust ruft er: "Und meinen Fluch".

Die meisten haben's nicht gehört. Denn schon fing unser Boot zu fahren an. Die Frauen oben winkten und weinten. Die Männer unten winkten und - ja was war denn das? Einer begann - und plötzlich tönte es laut über die Themse nach London hinein: "Deutschland, Deutschland über alles über alles in der Welt". Wir litten zwar nicht für das Vaterland. Das war und ist uns versagt. Aber wir litten wegen des Vaterlandes. Und die Liebe zum Vaterland schwemmt plötzlich all unser Leid weg "Aber alles in der Welt"

Wir sind am andern Themseufer. Wir steigen aus. Wir marschieren durch eine neugierig gaffende Menge. Dann werden wir eingeladen in den langen Zug. Und fort geht es durch London durch nach Norden. Eine Stunde lang. Der Zug hält. Alexandar Palace! Alles heraus. Wir sind im neuen Lager.

Ich glaubte, mich treffe der Schlag, als ich wieder Stacheldrahtzaun und Wachtposten sah. Sind wir denn deshalb um ganz Afrika, um die halbe Welt gesegelt, um von einem Stacheldrahtzaun hinter einen andern zu kommen? Alle die kühnen Hoffnungen und stillen Träume wurden wieder eingegraben in der Ecke des Herzens, wo der Friedhof

für unerfüllte Wünsche ist. Ein Grab mehr oder weniger dort änderte nicht viel.

Und nun wieder die gleiche Geschichte wie in Ahmednagar. Wecken und Schlafen auf Befehl. Blanke Tische zum Essen. Das Tischtuch fehlt natürlich. 800 Betten, besser Britschen in einem Saal. Wandern, Kontrollen, Bajonette, Tommies. Wieder das eklige alte Bild, diesmal in Grün. Nur die Natur ist herrlich.

Bei näherer Besichtigung gewinnt das Lager mehr und mehr. Die Kost ist ordentlich. Es herrscht Ordnung. Der Oberst und der Zensor sind denkbar freundlich. Konzerte finden sogar statt im Theatersaal. Ein großartiges Orchester spielt. Ein wundervoller Chor singt. Eine prachtvolle musikalische Messe wird einmal aufgeführt. Es gibt Spiele im Freien. Auch Kinovorstellungen. Es geht. Wenn man nur frei wäre! Wenn nur der Stacheldraht nicht wäre!

14 Tage waren wir in jenem Lager. Wir ahnten nicht, dass an unserer Befreiung mit Hochdruck gearbeitet wurde. Der Erzbischof von Westminster und der Duke of Norfolk empfanden unsere erneute Gefangensetzung als Schande. Sie gingen nach dem war office aufs Kriegsministerium. Und wir wurden tatsächlich frei.

Ganz überraschend kam die Nachricht. Keiner hatte darauf gewartet. Jeder packte schnell all seine Habseligkeiten zusammen. Es wurden vom Zensor die Papiere durchsucht, dann ging es zum Tore hinaus, auf die Bahn und fort. Aber noch nicht in die Freiheit.

Wer beschreibt unser Entsetzen, als der Zug in Stratford hielt und wir wieder aussteigen mussten. Zu Fuß ging es durch eines der dunkelsten Viertel Londons in ein neues Gefangenenlager. Es heißt Stratford und wird unter Gefangenen die Hölle genannt. Es liegt so mitten im East London. Ringsherum fünf Fabriken. Seifensiedereien, Lysolfabriken, Emailfabriken. Alles Unternehmungen, die ganz wertvoll und erträglich sind, aber bestialisch stinken. Und um das Maß des Unangenehmen voll zu machen, fährt an einer Seite des Gefängnisses auch noch die Eisenbahn vorbei. Der Ruß der Lokomotiven wäre erträglich gewesen. Aber die vorbeifahrenden Engländer und ihr Betragen weniger. Am Tag der Bekanntmachung des Misserfolges in der Skagerrakschlacht kannte die Wut der

Vorbeifahrenden uns gegenüber kaum noch Grenzen.

Lasst mich kurz über jene schrecklichen acht Tage weggehen. Sie sind, Gott sei Dank, vorüber. So, wie wir da herumschlichen, stelle ich mir die Schemen wandelnd vor in Dantes Hölle. Am fünften Tag fand Untersuchung unseres Gepäcks statt. Ganz genau wurde alles untersucht. Schrecklich viel blieb den Schotland yard boys an den Fingern hängen. Sogar Straußenfedern und Eier. Bücher und Hefte wurden draußen sorgfältig verbrannt. Wir sahen zu. Es war ein Kainsopfer. Der Rauch stieg nicht in die Höhe. Er blieb am Boden. Aber wie toll die Engländer doch sind. Unser Handgepäck haben sie bis aufs letzte Winkelchen durchsucht. Unser großes Gepäck aber kam herüber, ohne angeschaut worden zu sein.

Am vierten Tag sollten wir abfahren. Wir hatten Abschied genommen von den Zurückbleibenden. Dann war das große Eisentor geöffnet worden. Wir zogen hinaus zu einer erneuten leiblichen Untersuchung. Wir waren schon fast fertig. Da läutete auf einmal eine elektrische Klingel. Der Schreck geht mir vor bis in die Fingerspitzen. Da bleiben, hieß es, das Schiff geht heute nicht mehr. Eine Folge der Skagerrakschlacht. Drei Tage später öffnet sich das Tor nochmals für uns. Wir werden wieder untersucht. Wieder läutet die Klingel. Wieder schießt uns der Schrecken bis in die äußersten Glieder vor. Aber die Hiobsbotschaft bleibt aus. Wir dürfen ins Freie. Da stehen drei Autoomnibusse. Wir steigen ein. Fort geht es in sausendem Braus. Mitten durch London durch. Nach der Charing Croß Station. Zwei Bahnwagen mit herabgelassenen Vorhängen stehen bereit. Wir steigen ein. Der Zug führt uns nach Gravesend. In der Dunkelheit kommen wir an. Im Bahnhof gibt eine freundliche Dame jedem noch ein gutes Schinkenbrot. Und dann geht's hinein in den holländischen Dampfer. Eine kleine Enttäuschung bleibt uns nicht erspart. Er geht erst morgen früh um acht Uhr ab. Solange sind wir noch Gefangene. Die Wachtposten stehen noch da. Es kann immer noch leicht wieder anders werden.

Schlafgelegenheit gibt es nur für einige. Wir ändern legen uns auf den Boden und schlafen auch. Würde es gerne nochmals aufsuchen, das Schlafplätzchen neben dem Abort der "Königin Wilhelmine". Aber sie ist

nicht mehr. Sie fuhr später auf eine Mine und ging unter. Glücklicherweise ohne uns.

Endlich stieg die Morgensonne herauf. Es wurde Tag. Die Freiheit leuchtete uns. Um acht Uhr wurde der Anker gelichtet. Die großen, eisernen Ketten und die Stahlrosen wurden vom Pier gelöst. Die Wachtposten gingen an Land. Die Maschinen begannen zu arbeiten und trennten uns - endlich, endlich - von unseren Peinigern. Immer größer wurde der Abstand zwischen uns und ihnen. Zuerst nur wenige Meter, - dann 10 und 100 und 1.000 Meter. Bald sahen wir sie drüben stehen wie Zwerge - bald nur mehr wie einen Schein und endlich gar nicht mehr.

"Frei!" O nein, sagte der dicke D..., noch lange nicht. "Es kann immer noch ein englisches Torpedoboot kommen und uns wieder zurückholen". "Das ist wahr" sagten wir ändern, und steckten unsere Hände bei dem pfeifenden Nordseewind in die Manteltaschen und unsere Freude in ein Schubfach des Herzens für einige Stunden später.

Weiter und weiter ging's über die Nordsee. Quer über die Minenfelder hinweg. Es war Flut, deshalb konnten wir das. Immer näher ging es der Heimat zu. Die Freude lag immer noch verborgen im Schubfach des Herzens, bis zum Abend. Bei der Abfahrt war schlechtes Wetter. Es windete und nebelte in London und auf der Themse. Gegen Abend wurde es hell und sonnig.

Da sahen wir auf einmal im Abendsonnenschein die Türme von Vlissingen auftauchen. Wir waren in holländischen Gewässern. Nun ließen wir aber den dicken D... mit seinen Bedenken nicht mehr zu Wort kommen. Die Freude musste heraus. Sie musste flattern wie die Fähnlein auf dem Flaggenmast bei der Parade. Ganz und tief ergriffen standen wir da auf Deck. Da fing einer an zu singen "Großer Gott, wir loben Dich". Und alle fielen ein, Katholiken und Protestanten. Dann kam ein anderes Lied: "Nun danket alle Gott" und "Lobe den Herrn, o meine Seele" und dann die "Wacht am Rhein" und "Deutschland über alles" und "In der Heimat, in der Heimat" und dann "In einem Wiesengrunde, da steht mein Heimathaus" und andere Lieder. Eines nach dem anderen. Ein jedes aus tiefstem Herzensgrund gesungen und mitgeföhlt. Und so fuhren wir singend und summend in den Hafen ein, stiegen fröhlich schwatzend und singend mit leuchtenden Augen aus

dem Schiff, und stiegen, in unseren Zug. Singend fuhren wir im Abendsonnenschein durch das grünende Holland und jubelnd kamen wir nachts über die deutsche Grenze. Und wenn es möglich war unsere Stimmung noch zu erhöhen, so hat der Tod Kitcheners das Seine dazu beigetragen. Im Zug in Holland erfuhren wir die Botschaft.

Und nun erst im lieben Deutschen Reich! Wir reckten unsere Köpfe hinaus in die Finsternis um die ersten Feldgrauen zu sehen. Aber wir konnten nichts erkennen. Erst als wir am Bahnhof in Noch ankamen, sahen wir sie. Ich kann nicht beschreiben, was für Gefühle damals durch meine Seele gingen. Die Tränen kamen mir in die Augen. Ich fiel dem ersten Landstürmer um den Hals. Ich kramte alle meine Zigarren aus allen Taschen zusammen und gab sie ihm. Endlich, endlich daheim im Vaterland! Und wie herzlich wurden wir empfangen! Wie wohl tat uns die warme Begrüßungsrede des dortigen Oberleutnants! Wie schmeckten der Kaffee und das noch nie gekostete Kriegsbrot! Und wie ruhten wir auf dem schnell bereiteten Feldbett. Wir schwammen alle in einem Meere von Seligkeit.

Mancher Leser denkt vielleicht, ich übertreibe. Keineswegs, lieber Leser. Im Gegenteil! Meine ganze Schilderung bleibt weit hinter den tatsächlichen Gefühlen zurück. Niemand kann beschreiben, was das für Gefühle sind, der nicht selbst einmal in solcher Gefangenschaft war.

Meine erhöhte Stimmung sollte übrigens bald um einen guten Teil herabgeschraubt werden. Gleich am folgenden Tage sogar. Da saß ich im Bahnzug nach München. Natürlich nicht allein.

Der Zug war überfüllt. Ich saß in einer Ecke gedrückt da, still in meiner Seligkeit träumend. Die Umsitzenden begannen ein Gespräch. Natürlich voller Gescheitheit, wie immer. Ich kannte mich fast nicht mehr aus. Die Leute schimpften ja, wie die Rohrspatzen. Im ganzen Deutschen Reich gab's nichts, das sie nicht bekrittelten und mit ihrem Schmutz bewarfen. Alle waren so unwirsch, so hart, so gottlos, so vaterlandslos.

Ich brauchte lange, bis ichs fassen konnte. Das also ist unser deutsches Volk, dachte ich. Das ist das Volk, vor dem selbst die Engländer Respekt haben, wenn auch voller Grimm? Das sind die Männer, die auf die Zähne beißen und das Schlimmste so mannhaft tragen, wie irgendein Siegfried oder Hagen aus den alten Heldensagen? Das sind die Frauen, die leuchtenden Auges die Wacht am Rhein singen, wie es in englischen Zeitungen geschrieben stand? Nein, das muss eine Täuschung sein! Und als ich merkte, dass es keine Täuschung war, da fasste mich ein namenloses Weh und eine unendliche Trauer. Ich zitterte vor Erregung und weinte vor innerem Schmerz.

So ist es mir damals ergangen. Ich habe inzwischen gut gemerkt, dass bei unserem Volk trotz allen Schimpfens noch viel, unendlich viel Kraft und Treue und Mut und Hingabe auf dem Grunde der Seele lebt. Ich weiß jetzt, dass der Deutsche so sein will. Er will ein graues, raues Wams über seiner sonntäglich feierlichen Seele haben. Er will gröber scheinen, als er ist. Heute treffen mich solche Schimpfereien kaum mehr so im Innersten der Seele wie damals auf der Fahrt von Köln nach München. Aber damals hatte es mir wehe getan, bitter wehe. Das muss ich schon sagen.

Kriegsgefangen in Indien

Von A. Hübener

Auszug aus der Zeitschrift "Die Evangelisch-Lutherische Freikirche", Herausgegeben von Pastor O. Willkomm in Bühlau bei Dresden, Verlag des Schriftenvereins der sep. evang.-luth. Gemeinden in Sachsen, Zwickau, 1916, Nr. 16, 17, 19, 22. 25; 1917. Nr. 4 und 7.

Zu Anfang des Krieges

Die deutschen Missionare in Indien hatten nichts mit dem Kriege zu schaffen. Wir beteten im stillen zu Gott: Er möge das Vaterland vor der Übermacht der Feinde bewahren und die schmachvollen Pläne der Feinde vereiteln. Aber es war nicht unser Beruf, irgend etwas gegen die Engländer zu unternehmen. Wir gaben der englischen Regierung auch die Versicherung, dass wir nach wie vor nur unseren Beruf ausüben wollten und baten, uns diese Gelegenheit zu lassen und uns dabei fernhin zu schützen.

Trotzdem hat die Regierung fast alle Missionare in dem großen Gefangenenlager zu Ahmednagar interniert, wodurch die rein deutschen Missionen - vor Menschaugen - der völligen Auflösung nahe« gebracht sind. Das Einzelne ist in sehr verschiedener Weise vor sich gegangen. Bei den Engländern ist nichts einheitlich geordnet. In jedem Distrikte war es anders. Es gab milde und strenge Beamte, die nach Laune und Willkür verfahren. Eingaben und Beschwerden wurden teils gar nicht, teils ohne Begründung abschlägig erwidert. Die Beamten, welche sich der harten und ungerechten Maßregeln schämten, beriefen sich einfach auf das "Government", die Regierung, ein unpersönliches, geheimnisvolles Etwas, ein Automat, aus dem die Verordnungen herauskamen, ohne dass jemand es gewesen sein wollte, dass diese Verordnungen sich fortwährend überstürzten, widersprachen und miteinander verwickelten, tat nichts zur Sache.

Das Einzige, was klar und offen zutage trat, waren die gifterfüllten Korrespondenzen in den Zeitungen gegen alles, was deutsch war: Hunnenmänner, Hunnenfrauen und Hunnenkinder ("infant huns"). "Alles einsperren oder aus dem Lande weisen!" "Sie sind ja eigentlich gar keine Europäer, nur im geographischen Sinne!" "Von jeher" (also seit mehr als 200 Jahren) "sind die deut-

schen Missionare Spione gewesen!" "Indien muss wieder (!) ein reines Land werden, darum fort mit ihnen!" Solche Zuschriften liefen in Menge ein und hatten eine große Wirkung, viel mehr, als es in Deutschland der Fall sein könnte. Ganz zutreffend hieß es einmal: Die deutsche Regierung ist eine Regierung, welche regiert, aber die englische Regierung ist eine Regierung, die durch die öffentliche Meinung getrieben wird.

Diese Regierung tat nun kopflos bald dies, bald das. Nach dem Ausbruche des Krieges besuchte der Gouverneur von Madras die Basier Mission an der Westküste. Er zeigte sich sehr anerkennend, wohlwollend und freundlich, so dass die Missionare zu der Hoffnung berechtigt waren, dass ihrer friedlichen Weiterarbeit nichts im Wege stehe. Bald nach dem Gouverneursbesuch wurden aber sämtliche Missionare nach Ahmednagar gebracht. Auch ihre Frauen und Kinder wurden von den Stationen geholt und, von betrunkenen Unteroffizieren eskortiert, in ein ungesundes, heißes Lager bei Bellary geschafft, wo sie etwa ein Jahr bis zu ihrer Heimsendung nach Deutschland bleiben mussten. In dem ausgesucht bösen Klima hatten die Frauen und Kinder viel von Fieber und Krankheit zu leiden. Sie mussten sich auf Missionskosten selbst erhalten.

Nun ist der Gouverneur von Madras ein "frommer" Mann. Er ließ ihnen auf privatem Wege sein Mitgefühl ihm zugehen und unter anderem sagen, der Gedanke an die Behandlung der Missionare, nachdem er sie noch auf ihrem Arbeitsgebiete so freundschaftlich begrüßt habe, verursache ihm immer Unruhe und raube ihm sogar zuzeiten nachts den Schlaf.

Das ist ja ganz schön gesagt, nützte den Gefangenen aber nichts, die in Bellary und in Ahmednagar in ganz unwürdiger Weise untergebracht waren und blieben. An schönen Worten fehlt es den Engländern nie, und sie sollten doch bedenken, dass gerade

ihre "Regierung", hinter die sich die einzelnen Schande halber oft verkriechen, sich als Ausbund von Recht und Gerechtigkeit, ja als der liebe Gott selber aufspielt.

In empörender Weise sind auch die Breklumer Missionare behandelt worden. Sie haben ihre Stationen im Nordosten der Madras-Präsidentschaft, in einer Gegend, die ein ganz besonders ungesundes malarisches Klima hat. Keine englische, keine amerikanische Mission hat es sich je einfallen lassen, in diesem fieberischen, die Gesundheit des Kräftigsten unfehlbar aufreibenden Distrikte die Arbeit aufzunehmen. Das war dem Opfermut einer deutschen Mission vorbehalten.

Die ersten drei oder vier Monate blieben diese Missionare in ihrer Arbeit unbehelligt. Dann trat ein Wechsel ein. An Stelle des milden, wohlwollenden Beamten, der sie nicht hatte stören wollen, kam ein von Hass gegen das Deutschtum und auch gegen das Christentum erfüllter Kollektor (Distriktspräsident), welcher sofort in schonungsloser Weise alle Missionare nach Ahmednagar abtransportieren ließ. Die Breklumer Frauen wurden alle in Waltair interniert. Es waren die Frauen und Kinder von 18 Familien, die in Waltair in Wohnungen, die sonst für fünf Familien berechnet sind, untergebracht wurden. In dieser fürchterlichen Enge wurden sie Tag und Nacht von eingeborenen Polizisten bewacht, welche dafür zu sorgen hatten, dass sie abends nach sechs Uhr die Häuser nicht mehr verließen. Wenn man bedenkt, dass wegen der Hitze den Tag über diese Abendstunden gerade die Zeit sind, in welcher die Frauen und Kinder die Luft im Freien genießen müssen, und wenn man ferner bedenkt, dass eingeborene Polizisten sonst nichts mit einem Weißen zu tun haben und selbst nach britischem Urteil die größten Schufte und Räuber des Landes sind, so kann man in der Art und Weise dieser Behandlung unschuldiger deutscher Frauen und Kinder nichts als bössartige Rachsucht erkennen. Die Engländer nennen es "righteous indignation" (gerechte Entrüstung).

Gegen Ende des Jahres 1914 traf auch Bruder Williems und mich - natürlich ohne jegliche Erklärung - das Los der Gefangenschaft. Man ließ mir nur zwei Stunden zum Packen. Meine Bitte, mir für den Abschluss meiner Rechnung eine Nacht zuzulegen, wurde nicht gewährt. Der Polizeinspektor

war persönlich liebenswürdig und würde es gern gewährt haben, aber da war ja das - "Government". Über die ersten etwa zehn Tage, die ich im Fort St. George in Madras zubrachte, kann ich schnell hinweggehen. Ich traf hier einige mir bekannte Missionare, Kaufleute und römische Priester. Wir waren einem Captain der Madras Volunteers (Hauptmann der Reserve) unterstellt, welcher uns in gehässiger Weise behandelte. Man sah ihm auf den ersten Blick an, dass er kein reiner Europäer war, und merkte gleich, dass er nun das Gefühl seiner Machtstellung über uns mit Behagen genoss. Briefschreiben, die Bestellung portofreier Postsendungen und andere Privilegien, von denen wir wussten, dass sie uns zustehen, wurde uns nicht gewährt, überhaupt muss ich vorweg bemerken, dass die Engländer ihren Gefangenen die ihnen nach dem Völkerrechte zustehenden Privilegien nur nach und nach, nach langem Zögern und in dem Maße zukommen ließen, als durch Bekanntwerden unserer Lage ihren eigenen in Deutschland gefangen gehaltenen Leuten dadurch kein Nachteil erwuchs. Zum Glück für uns hatte Deutschland schon bald nach Anfang des Krieges eine große Anzahl englischer Kriegsgefangener, und zwar, im Unterschiede von England, solche, die im ehrlichen Kampfe gewonnen waren.

Ich erinnere mich der entsetzlich schmutzigen Küche im Fort, das ganz engen stachelumzäunten Hofes, der Notwendigkeit, viele fürs Lagerleben nötige Dinge (Essgeräte, Decke, Stuhl, Moskitonetz usw.), welche man zu Hause doch in Fülle besaß, zu hohem Preise neu einkaufen zu müssen.

Als die vor mir eingelieferten Gefangenen im ersten Schub nach Ahmednagar befördert wurden, sahen wir sie wie Verbrecher fortgeholt werden. Ein Offizier ließ sie antreten, erklärte, dass auf jeden, der einen Fluchtversuch machen würde, geschossen werden würde, und dann ging es unter glänzender militärischer Machtentfaltung - neben je drei Gefangenen saß ein halb-schwarzer Kerl mit aufgepflanztem Bajonett und außerdem noch blanken Waffen hinten und vorne - dem Bahnhofe zu. Dabei hatten alle schriftlich ihr Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch oder ähnliches zu machen.

Als wir übrigen einige Tage später an die Reihe kamen und die gleiche Parole unter-

zeichnen sollten, fragten wir natürlich: Wozu das? Man hatte erwartet, etwa von einem Polizisten in Zivil nach der Bahn begleitet zu werden. Die Antwort war, dass solche, welche jenen Eid nicht leisten wollten, mit Handschellen transportiert werden würden. Wir ließen es nicht darauf ankommen und unterzeichneten die Parole.

Das A-Lager in Ahmednagar

Nach etwa dreißigstündiger Bahnfahrt kamen wir in Ahmednagar an. Vier englische Meilen von der Bahnstation entfernt liegen die beiden Gefangenenlager (jetzt sind es drei), in welchen jetzt etwa 1.500 Deutsche untergebracht sind. Diese nahe beieinander liegenden Lager sind immer militärischen Kommandos unterstellt. Einige Meilen weiter ab befindet sich auch noch ein von der Zivilbehörde verwaltetes Lager für ältere Deutsche. In diesem Zivillager, dessen Insassen größere Freiheit und bessere Beköstigung genossen, wurden außerdem auch - mit wenigen Ausnahmen - die vielen römischen Priestern jeden Alters interniert. Die haben überall in der Welt ihre Vorrechte.

Das größte Lager ist das A-Lager. Es beherbergt 1.000 Gefangene, eher mehr als weniger. Vier langgestreckte einstöckige Infanteriekasernen sind von einem doppelten Stacheldrahtgehege umgeben. Zwischen den beiden Gehegen laufen die Posten auf und ab. Im Innern des Lagers ist sehr, sehr wenig Platz zum Umhergehen und für die turnerischen Spiele der Insassen. Dieser geringe Raum wurde zum größten Teil noch von Hunderten von Zelten in Anspruch genommen, in denen ein großer Teil der Gefangenen bis Ende 1915 zu wohnen hatte.

Das Leben in den alten baufälligen Baracken, die schon längst von den englischen Ärzten als ungeeignet für europäische Soldaten verurteilt (medically condemned) waren, war nicht schön, aber in den Zelten war es schaurig.

Acht Mann wohnten in jedem Zelte, so viele Betten gingen genau hinein. Unten der staubige Fußboden, der sich bei Regenwetter durch das einströmende Wasser stellenweise in Kot verwandelt, oben die Sonnenglut.

Wenn ein englischer Beamter oder ein Missionar seinen Distrikt bereist, so hat er häu-

fig eine Zeitlang im Zelte zu wohnen. Man schlägt das Zelt aber unter einem hohen Schattenbaume auf und lebt stets nur eine kurze Zeit unter dem Zeltdache.

Die Zelte der armen Gefangenen standen unter der grellen Sonne. Schon in den Mittags- und Nachmittagsstunden der sogenannten kühlen Jahreszeit war die Hitze hier kaum zu ertragen, wie sollte es erst in der heißen Zeit werden? Durch die Freundlichkeit einiger vor mir internierter Missionare kam ich gleich in eine Kasernenstube. Mehrere Hundert waren aber schlimmer daran. Ich erinnere mich, dass ein älterer Missionar, den der lange Aufenthalt in Indien schon sehr angegriffen hatte, mittags aus seinem Zelte öfters zu uns kam und sich im Zustande größter Erschöpfung bei uns aufs Bett legte. Viele Leute klagten, ihnen werde am Tage ganz schwindlig zumute, Monat für Monat nur durch ein Zeltdach vor den Strahlen der erbarmungslosen Sonne geschützt.

Die Militärbehörde hätte dem Übelstande schnell und leicht abhelfen können. Ganz in der Nähe befinden sich prächtige zweistöckige Artilleriekasernen, aus Granit erbaut, hoch und luftig, gar nicht zu vergleichen mit den baufälligen Kasernen im A-Lager. Die Artilleriekasernen waren ganz leer und blieben es, bis sie im Dezember 1915 teilweise den Gefangenen des neuen Parolelagers zugewiesen wurden. Also die Militärbehörde wollte die Artilleriekasernen nicht hergeben, zugleich wollte sie aber die teuren Zelte schonen, und das führte Anfang April 1915, einen Monat nach Beginn der heißen Jahreszeit, zu folgender "Abhilfe".

Im engen Raum des A-Lagers wurden ganz lange, ganz schmale und niedrige Wellblechbaracken errichtet für die bisher in den Zelten Untergebrachten. Die Decke, etwa zehn Fuß über dem Boden, bestand auch aus Wellblech.

Selbst der an die Sonnenstrahlen gewöhnte Eingeborene will etwas anderes als Wellblech über dem Kopfe haben. Er ist mit einer engen, niedrigen Lehmhütte zufrieden, aber über sich hat er ein dickes Dach aus Palmblättern oder Dachziegeln.

Ganz andere, und zwar der Gesundheit wegen berechnete Ansprüche macht der Europäer. Solange die Sonne am Himmel steht, vom frühen Morgen bis etwa fünf Uhr nachmittags - ganz gleich, ob der Himmel

klar oder bewölkt ist - darf er sich nicht ohne seinen dickgepolsterten Sonnenhut ins Freie wagen. Erst gegen Sonnenuntergang darf Strohhut oder Mütze aufgesetzt werden.

Ebenso sind die Wohnungen für Europäer dem Klima entsprechend erbaut: weit, hoch und luftig. In meinem Wohnhause in Nagercoil habe ich Zimmer, die zehn und sieben Meter lang, acht und fünf Meter breit und sieben bis acht Meter hoch sind. Alle Missionen, selbst wenn sie aufs äußerste zum Sparen angewiesen sind, bauen derartige Wohnungen, und die missourische Missionsleitung hat längst erkannt, dass ein solches Bauen keine Verschwendung, sondern eine Notwendigkeit ist.

Und nun sperren die Engländer, die ja auch ihre indischen Erfahrungen haben, im Tropendienst geschwächte Familienväter, die durch langjährige Dienste in Kirchen und Schulen nur das Beste des Landes gesucht haben, in solche Blechbaracken mit niedrigem, der Sonne so gut wie gar keinen Widerstand bietendem Dache. Ein Besuch in den Blechbaracken zur Mittagsstunde bietet uns folgendes Bild: Die Bewohner sitzen oder liegen auf ihren Betten mit dem Sonnenhute auf dem Kopfe oder unter aufgespanntem Schirme. Der Fußboden ist eine unebene Masse von Staub, Erdklumpen und Steinen. Ein Fegen auf diesem Schutt ist überhaupt unmöglich; man müsste den ganzen Fußboden hinausschleppen, und darunter ist allemal derselbe Schutt. Wir berühren die eiserne Wand; sie ist heiß, heißer aber noch ist das der Sonne zugewandte Blechdach.

Erstaunt über die Wohnungsverhältnisse war selbst der - amerikanische Konsul. Wir haben noch keinen gesehen, der uns wohlgesinnt wäre. Wir kennen diese „neutralen“ Herren zur Genüge und haben genug von ihnen. In Bombay zwar war vor einiger Zeit ein deutsch-amerikanischer Konsul, von dem wir uns Hilfe versprochen. Der ist aber nie bei uns vorgelassen worden, er wurde bald aus allen Klubs in Bombay ausgestoßen, nahm seine Papiere und ist nun schon längst in Amerika. - Aber selbst jener uns besuchende amerikanische Konsul verlor doch beim Anblick der Blechbaracken einen Augenblick seine Fassung und stammelte ganz verwirrt: "Faktisch, hier wohnen Menschen?" Die Engländer werden ihn durch moralische Begründungen nachher jeden-

falls völlig darüber beruhigt haben, dass die Sache so in Ordnung sei. Sonst wären die Blechbaracken wohl nicht mehr da.

Der amerikanische Konsul hätte noch mehr sehen können, wenn er bei Regenwetter gekommen wäre. Zum Schutze gegen die Sonne hatte man eine Lehmschicht (anstatt der Dachziegel) auf den Blechdächern ausgebreitet. Gleich beim ersten Regen löste sich der Lehm auf und drang zusammen mit dem Regenwasser durch die langen, zu knapp überdachten Lüftungsritzen ins Innere der Hütten. Betten, Koffer und Kisten wurden von der braunen Brühe übergossen. Stellenweise drang das Wasser in solchen Mengen ein, dass die Betten ganz im Wasser standen und die Gefangenen im Matsch wohnten. Man hat dann die Lüftungsritzen zugebaut, und von der "schützenden" Lehmschicht sind nur noch einige Spuren vorhanden.

Das Leben im Lager wird zur Qual durch den Staub. Viele Monate lang regnet es ja überhaupt nicht. Nun stelle man sich vor, dass tausend Menschen wochen- und monatelang auf demselben Fleckchen im Freien umherlaufen. Schon in den ersten Wochen ist das vertrocknete Glas zerstampft, bald sind auch die Graswurzeln zertrampelt, und man wandert knöcheltief in einem feinen weißen Staub. Der zuzeiten sehr heftige Wind trägt ganze Staubwolken in die Kasernen und Blechhütten, jeder Gegenstand ist von einer dicken Staubschicht bedeckt, Staub auf den Essgeräten, Staub im Essen, der einem im Munde knirscht. Nur einmal tief atmen können, nur einmal im Freien spazieren gehen, das ist der sehnliche Wunsch der im Staub schmachtenden A-Lager-Sträflinge.

Sträflinge? Jawohl: Sträflinge! Nicht nur die Gefangenen, auch der Kommandant, sein Adjutant und die Sergeanten sehen das A-lager als Straflager an. Wer sich in den anderen Lagern etwas zuschulden kommen lässt, wird zur Strafe ganz offiziell ins A-Lager gesteckt. Und wer im A-Lager Strafe verdient, kommt in die Blechbaracke. Diese Strafbaracken im Straflager waren von vornherein der für die größte Zahl der Missionare bestimmte Aufenthaltsort: "to mortify the flesh" ("zur Tötung des Fleisches"), wie sich der Adjutant, ein englischer officer and gentleman, schadenfroh äußerte. Trotz alledem ging's zu meiner Zeit im A-Lager ziemlich lustig zu. Allerhand Ballspiele und

Sportübungen (wenn nur der Staub nicht wäre!) werden vorgenommen. Es gibt viel Musik, Vorträge werden gehalten, allerlei nützliche Kurse werden regelmäßig durchgeführt, mannigfacher Sprachunterricht, sogar im Spanischen und Chinesischen, wird erteilt. Ich nahm, solange ich dort war, an den Sanskritstunden des Herrn Dr. Schrader teil, dem ich mit anderen Missionaren dafür zu großem Danke verpflichtet bin. Die Y.M.C.A. (Christliche Vereinigung Junger Männer) sorgt wöchentlich ein- oder zweimal für eine Kino« Vorstellung im Lager.

Natürlich wurden von den Missionaren sonntägliche Gottesdienste abgehalten. Der hierfür zur Verfügung stehende Raum, meiner Zeit ein langes Zelt, das aus lauter kleinen Zelten zusammengesetzt war, war sehr wenig einladend. Jeder musste sich Sitzgelegenheit selber mitbringen. ...

Das B-Lager bei Ahmednagar

An das A-Lager schließt sich das B-Lager an. Beide sind nur durch eine Straße voneinander getrennt. Auch das B-Lager ist von einem doppelten Stacheldrahtzaun umspinnen, aber hier waren die hohen eisernen Tore Tag und Nacht geöffnet. Keine Posten liefen zwischen den Stachelgehegen auf und ab. Die Insassen durften von vormittags sieben Uhr bis abends $\frac{1}{2}$ 10 Uhr auf den ihnen zugewiesenen Straßen spazieren gehen und auf zwei nach Osten führenden Landstraßen Touren ins Freie machen, so weit wie sie nur wollten, vorausgesetzt, dass sie abends zur rechten Zeit, also $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wieder im Lager eintrafen.

Im B-Lager befanden sich durchweg bessergestellte Kriegsgefangene, wie Ingenieure, bemittelte Kaufleute, Schiffsoffiziere und Offiziere, die in Ostafrika gefangengenommen waren. Außerdem waren hier die aus dem A-Lager für die Bedienung Zugelassenen meistens Seeleute. Diese alle hatten den Engländern Parole gegeben, d. h. sich eidlich verpflichtet, im Laufe des gegenwärtigen Krieges nicht die Waffen gegen Großbritannien und dessen Verbündete zu erheben.

Die Missionare waren vom Zutritt ins Parolelager und den hier gewählten Privilegien ausgeschlossen. Gründe wurden für diese Zurücksetzung nicht angegeben. Die Bitten um Zulassung wurden einfach nicht beantwortet.

Am Heiligabend 1914 las ich mit Erstaunen meinen Namen auf der Liste derer, die laut Lagerorder ins B-Lager versetzt werden sollten. Nach langem Warten auf der Kommandantur, wohin wir durch einen Sergeanten geführt wurden, kam auch ich endlich an die Reihe, vorgelassen zu werden. Der Adjutant erklärte mir aber, mit meinem Namen sei es ein Irrtum. Ich könne nur zur Abhaltung des vom B-Lager gewünschten Weihnachtsgottesdienstes zugelassen werden. Auf meine Frage, ob wir Missionare nicht auch ins Parolelager versetzt werden könnten, wurde ausweichend geantwortet. Ich bekam also nur einen für einige Stunden gültigen Pass.

Mehrere Wochen danach geschah es denn aber, dass Missionar H. von der Leipziger Mission und ich Erlaubnis erhielten, ins B-Lager zu ziehen. Für uns arme Gefangene war das ein großes Ereignis. An einem herrlichen Vormittage gegen Ende der kühlen Jahreszeit zogen wir hinaus in die - "Freiheit". Der böse Stacheldraht lag hinter uns, aus der qualvollen staubigen, heißen Enge ging es hinein in die frische, klare Morgenluft. Wir wanderten unter grünen Bäumen einher, Fuhrwerke sausten an uns vorüber, dazwischen trippelten die stets laut schwatzenden Eingeborenen. Dann wieder lange Reihen einher schleichender Ochsenkarren, vorüber gleitender Kraftwagen, Engländer und Engländerinnen hoch zu Ross bei ihrem Morgenritt.

Uns beiden wurde ein nettes Quartier zugewiesen. Inmitten der langgestreckten Kasernen für das Parolelager, die, wenn sie auch nicht regeudicht waren, doch weit luftiger und höher sind als die Gebäude im A-Lager, befindet sich ein Wohnhaus, das in Friedenszeiten einem Feldwebel oder Quartiermeister mit Familie als Wohnung diente. In der Mitte liegt ein sehr geräumiges Zimmer, das an beiden Längsseiten Türen und Fenster hat. Links und rechts schließen sich Schlaf- und Baderäume an. Hier hausten wir mit zwei österreichischen Offizieren der Handelsflotte. Das große Mittelzimmer blieb frei von Betten und war gerade in den Monaten der heißen Jahreszeit, die wir hier zubrachten, ein angenehmer Aufenthaltsort. Vorne hatten wir auch eine Veranda, wo wir abends auf unseren Klappstühlen saßen.

Wir konnten jetzt also mit unserem Quartier zufrieden fein, aber gefangen waren wir auch hier, und die Sehnsucht nach Weib

und Kind und nach unserer geliebten Missionsstation und Arbeit bedrückte Herz und Gemüt nach wie vor.

Bald nach unserem Einzüge hier beehrte uns ein Vertreter der Y.M.C.A (Christliche Vereinigung Junger Männer) mit seinem Besuche. Ausgehend von den unleugbaren Vorteilen unserer Einquartierung, die wir zugestehen mussten, schlängelte er sich an uns heran mit der Bitte, ihm das schriftlich zu geben. Er wollte schon dafür sorgen, dass der Zensor es durchlasse. Die Botschaft sei für eine sehr vornehme neutrale Dame in der Schweiz, eine große Missionsfreundin; die habe nämlich allerlei törichte Gerüchte über die unwürdige Einkerkierung der deutschen Missionare gehört und sei darob in ihrem Heizen sehr betrübt. Diese liebe Seele würde nun sehr getröstet werden, wenn sie von uns selbst hörte, wie gut es uns doch in Ahmednagar erginge. Ohne langes Besinnen erwiderten wir, wir seien gerne bereit, über die Behandlung der deutschen Missionare im Gefangenenlager einen schriftlichen Bericht zu erstatten. Selbstverständlich würden wir aber nicht nur unser nettes Häuschen, sondern auch die Blechbaracken im A-Lager und die Unterbringung von über hundert anderen Missionaren hinter dem Stacheldraht beschreiben. Aber es sei wohl sehr fraglich, ob der Zensor das durchlassen würde. Der Y.M.C.A.-Mann meinte auch, das könne man dem Zensor wohl nicht zumuten. Auch hätte es die Missionsfreundin schwerlich getröstet. Er verzichtete also auf unser Anerbieten

Von der uns erteilten Erlaubnis, Spaziergänge und Ausflüge zu machen, machten wir fleißigen Gebrauch.

Die Straßen der Stadt, die uns zur Verfügung standen, haben ein freundliches Aussehen; hier liegen die von netten Gärten umgebenen Bungalows (europäische Wohnhäuser) der Beamten und Offiziere. Gleich von hier aus kommt man ins Freie. Zunächst ist die Landstraße noch von schönen Bäumen beschattet. Wir gehen an der Rennbahn vorüber. Rechts kommt als letztes Haus die Pfarrwohnung des Militärgeistlichen, von Schattenbäumen und Rankengewächsen teilweise verhüllt. Jetzt hört der Baumwuchs auf, und eine Öde breitet sich vor unseren Blicken aus. Den größten Teil des Jahres liegen die kümmerlichen Felder grau und von der Sonne ausge-

brannt vor uns. Es ist "gen Himmel schauendes" Land ohne künstliche Bewässerung. Wehe, wenn der Regen in der Monsunzeit ausbleibt! Dann gibt's Hungersnot - natürlich nur für die Eingeborenen.

Aber das Land ist nicht ganz flach, und die einige Kilometer vor uns aufsteigenden Berge geben der sonst so öden Landschaft einen angenehm wirkenden Abschluss. Das Ziel unserer Wanderung sind natürlich die vor uns liegenden Berge, namentlich ein weithin sichtbarer Turm, der, auf einer vorspringenden Anhöhe gelegen, gleichsam zum Besteigen einladet.

Plötzlich hat man einen Geländeeinschnitt vor sich, ein liebliches grünes Tal voller Leben und Farbenpracht tut sich vor uns auf, eine Oase in der Wüste. Ein überraschender angenehmer Wechsel. Breite Steinstufen führen zur Quelle hinab. Daneben steht auf hohen Granitsäulen eine gewölbte Halle, von einem reichen Mohammedaner zur Rast für den müden Wanderer errichtet. Plätschernd rieselt das Wasser über die Steine. Hunderte und Tausende von wilden Tauben girren in den Baumzweigen und Sträuchern und haben hier und im Gestrüpp an den Bergabhängen ihre Nester.

Von hier geht's nun den Berg hinan auf steilem, gewundenem Pfade empor zum Turm, der jetzt, aus der Nähe betrachtet, als ein ganz bedeutendes mehrstöckiges Bauwerk im maurischen Stil mit geschweiften Rundbogen aus großen Granitquadern errichtet, vor uns steht. Es ist das Grabdenkmal eines mohammedanischen Heiligen, ein großartiger Bau mitten im wüsten, wilden Dschungel. Der diensteifrige Wächter führt uns durch eine prächtige hochgewölbte Eingangshalle hindurch, endlos scheinende Reihen von Stufen hinan, bis hinauf auf das flache Dach, wo man durch einen herrlichen Rundblick für die Mühe des Steigens reichlich belohnt wird.

Weiterhin in den Bergen erschauen wir von hier einen sehr hübschen, etwa fünf Kilometer langen und halb so breiten See, der durch eine Staumauer künstlich gebildet ist. Die Bewaldung um den Abfluss herum lockt uns. Nach mühsamer Wanderung auf einem von niederem Gestrüpp bedeckten Höhenrücken entlang erreichen wir das Ufer. Wieder erfreut uns der köstliche Schatten hoher Bäume, die man in Indien

noch mehr als sonst lieben und schätzen gelernt hat.

Von der Staumauer stürzen wir uns in die kühle Flut und nehmen ein köstliches Bad. Dann wird abgekocht. Man liegt im grünen Grase unter schattigen Bäumen neben dem hochlodernden Lagerfeuer und denkt an die armen Kameraden im staubigen A-Lager. Wenn die doch auch einmal einen solchen Ausflug machen könnten! Man denkt an die ferneren Lieben, an die daniederliegende Arbeit auf der Missionsstation, an die blutigen Kämpfe rings ums deutsche Vaterland und empfindet trotz der schönen friedlichen Umgebung die ganze Bitterkeit der Gefangenschaft. - Unter dem strahlenden Sternenhimmel geht's dann ins Lager zurück.

Die größte Wohltat, die mir aber durch Gottes Güte im Parolelager zuteil ward, und wodurch mir das Schwere der Gefangenschaft am meisten erleichtert wurde, war der Umstand, dass es mir hier vergönnt war, abwechselnd mit dem anderen Missionar, regelmäßige Gottesdienste zu halten. Die geräumige Turnhalle stand uns hierfür zur Verfügung: die Zahl der Zuhörer war leider gering, aber die, welche kamen, waren treu im Besuche der Gottesdienste. Gottes Gnadenwort war uns eine Quelle des Trostes und der Freude mitten im Leid. Auch habe ich einige Missionsvorträge gehalten.

Das neue Parolelager bei Ahmednagar

Eines Tages war es mit der Freiheit im B-Lager vorbei. Die bisher geöffneten Tore wurden geschlossen. Die Stachelumzäunung war ja schon lange fertig, und nun glich das B-Lager dem A-Lager bis auf die Blechbaracken, die der einzige Nachteil des A-Lagers blieben. Das ging so zu:

Ein Insasse des B-Lagers hatte, was allerdings gegen das den Engländern gegebene Wort verstieß. mit einem pensionierten mohammedanischen Armeeeoffizier Zusammenkünfte gehabt, und wohl allerlei politische Gespräche mit ihm geführt. Dabei waren sie von einem eingeborenen Detektiv beobachtet worden. Der brachte das zur Anzeige und erschien eines Tages mit einem englischen Polizeioffizier im Lager, um den Schuldigen anzugeben. Wir hatten alle Befehl, das Lager nicht zu verlassen und uns bei unseren Betten aufzuhalten. Der schwarze Geheimpolizist wurde nun von

Bett zu Bett geführt, aber es war vergebens; er konnte den Gesuchten nicht finden. Einige Tage danach wurde noch ein Versuch gemacht. Wir mussten uns in langen Reihen draußen vor der Turnhalle aufstellen, und unter der Begleitung der Lageroffiziere schritten der weiße und der schwarze Polizist unsere Reihen ab, bei jedem einzelnen Halt machend und ihn prüfend anschauend. Ganz in der Nähe wies er auf einen jungen Mann, der gleich abgeführt wurde. Das war aber nicht der richtige. Der wirkliche Missetäter hatte es verstanden, sein Aussehen genügend zu verändern, so dass er nicht entdeckt wurde, und der unrechterweise Abgeführte konnte leicht seine Unschuld beweisen, da er keine indische Sprache reden konnte, und wurde bald aus der Haft entlassen. Diese Vorführung vor einem eingeborenen Polizisten erregte bei einigen unserer Landsleute Unwillen, und als der englische Polizeileutnant sich anschickte, zusammen mit dem schwarzen Detektiv das Lager zu verlassen, tönten den beiden einige höhnende Zurufe nach. Das war die Ursache für Schließung des Parolelagers.

Inzwischen mehrte sich die Anzahl der Gefangenen. Die Engländer erhöhten das deutsche Militäralter von 45 auf 55 Jahre (vermehrten also den deutschen "Militarismus", den sie ja eigentlich ganz abschaffen wollen), und infolgedessen wurden nun die meisten älteren Herren, die im Zivillager von Ahmednagar eine bessere Verpflegung genossen, ins "Militärlager" gesteckt, in dem wir Jüngeren waren. Ein ganzer Trupp älterer Zivilgefangener kam auch aus Cata-pata, einer Bergstation in den Himalajas. Dort waren sie bislang zusammen mit deutschen Frauen gefangen gehalten worden. Sie alle erzählten übereinstimmend, dass sie von einem ganz jungen Polizeibeamten schändlich behandelt worden seien. Die aus Barmherzigkeit in dem kühlen Luftkurort untergebrachten alten, teils kranken Männer, die Frauen und Kinder mussten oft lange bei Wind, Regen und Schnee draußen stehen, weil der junge Beamte ganz unregelmäßig zum täglichen Namensaufruf erschien. Keiner durfte sich aber vorher entfernen, keiner durfte auch nur eine Minute zu spät kommen. Er oder sie wurde sofort dafür eingesperrt. Die Gefängniszellen waren stets von ganz unschuldigen deutschen Frauen und alten Männern gefüllt. Die bloße Äußerung einer Beschwerde wurde in niederträchtiger Weise sofort mit Einkerkung

bestraft. Die armen Leute waren so eingeschüchtert, dass sie einem höheren englischen Inspektionsbeamten und auch dem amerikanischen Konsul gegenüber keine Klage vorzubringen wagten. Geld und Pakete wurden ihnen geraubt; es war eine Schreckensherrschaft, die der junge Engländer dort geführt hat. Dergleichen war uns in solchem Maß nicht zuteil geworden, und die alten Leute waren froh, in Ahmednagar andere Verhältnisse vorzufinden.

Als sich nun die Gefangenenzahl in Ahmednagar so erhöhte, konnten trotz äußerster Zusammenpferchung die beiden vorhandenen Lager A und B die Gefangenen nicht mehr fassen, und nun endlich gab die Behörde die bereits früher erwähnten Artilleriekasernen für ein drittes Lager her: das neue Parolelager.

Die Artilleriebaracken liegen etwas weiter außerhalb der Stadt inmitten eines weiten Exerzierplatzes. Diese Kasernen, die, wie früher schon gesagt, 1¼ Jahr seit Ausbruch des Krieges völlig leergestanden haben, wurden nun mit einer Auslese bessergestellter Gefangener und einer Anzahl älterer Herren aus dem bisherigen Zivillager belegt. Es sind prächtige zweistöckige Gebäude, ganz aus Granit erbaut, mit hohen, luftigen Räumen, alles solide und sicher gegen Regen und Sonne. Ringsum laufen breite Veranden, die nach Europäer Art von den In« saßen bald wohnlich eingerichtet waren, und mit den runden Tischen, Lehnstühlen, Decken, Bildern, Kriegskarten und indischen Wandbehängen ein gemütliches, ja komfortables Aussehen hatten. Mein Wunder, dass die vorüberfahrenden und -reitenden Engländer und besonders Engländerinnen sich ärgerten über den Anblick der auf bequemen Sesseln sich in Ruhe streckenden "Hunnen"-gentelmen, ein Ärger, dem sie in Zeitungsartikeln Ausdruck gaben und im Klub Luft machten, wo sie unseren alten Kommandanten bestürmten, an den "Barbaren" Rache zu nehmen. Ein Y.M.C.A.-Jüngling hat uns das ausgeplaudert. Hier in Deutschland haben wir von einer derartigen Stimmung gegen wehrlose Kriegsgefangene nichts vernommen.

Anders als im A- und B-Lager waren die Gefangenen hier also anständig untergebracht, trotz des Protestes der vornehmen englischen Gesellschaft, namentlich ihres weiblichen Teiles. Ich kann noch hinzufügen, dass wir beiden Missionare im Zent-

rum der einen großen Kaserne mit getrenntem Schlaf- und Wohnzimmer, eigener Veranda und eigenem Treppenaufgang auf besondere Anordnung des Kommandanten Offiziersquartiere erhielten.

Für die Gottesdienste stand uns ein schöner großer Raum in einem besonderen Nebengebäude zur Verfügung, und obwohl dies Parolelager nach der Zahl der Insassen das kleinste ist, waren die Gottesdienste hier besser besucht als im B-Lager. Merkwürdigerweise waren unsere Zuhörer eigentlich nur Herren der besseren Stände, während die ein« fachen Leute den Besuch der Gottesdienste in schroffer Weise ablehnten. Außer den bisherigen regelmäßigen Besuchern des B-Lagers, die ins Parolelager gekommen waren, fanden wir hier auch unsere alten Freunde aus dem Zivillager von Ahmednagar wieder. Sonntag für Sonntag war früher nämlich ein Trupp von fünfzehn Herren aus dem Zivillager zu den Gottesdiensten im B-Lager gekommen. Plötzlich blieben sie alle aus. Freiherr von B., einer unserer treuen Gottesdienstbesucher, erzählte mir, er sei an einem Montagvormittag vor die Behörde des Zivillagers gefordert worden mit der Anklage, am Sonntagvormittag auf der M.-Straße (an der die Turnhalle, an dem unser Gottesdienstlokal lag) gesehen worden zu sein. In Wahrheit hatte ein Engländer ihn von der M.-Straße aus vor der Turnhalle stehend gesehen. Von B. war von der Lagerseite in die Turnhalle gelangt und konnte der Wahrheit gemäß versichern: "Ich habe die M.-Straße nie betreten, sondern bin nur geradeweges vom Zivillager zum Gottesdienst gegangen." - Der Beamte: "Aber die Kirche liegt doch an der Kitchenerstraße." - Von B.: "Nein, da liegt doch die Kirche nicht." - Der Beamte beschreibt ihm nun genau die Lage der englischen Kirche. - Von B.: "Das ist aber die englische Kirche." - Der Beamte: "Gibt's denn sonst noch eine?" - Von B.: "Gewiss, unsere deutsche Kirche ist in der Turnhalle. Wir gehen doch dahin und nicht in die englische Kirche." - Der Beamte: "Dazu haben Sie aber keine Erlaubnis. Die galt nur für den englischen Gottesdienst."

Seitdem war es den Zivilherren verboten, unseren Lagergottesdienst zu besuchen. Sie haben sich noch viel darum bemüht, aber es wurde ihnen stets abgeschlagen, und mit großem Bedauern sah ich die Lücke, die unsere Zuhörerschaft seitdem aufwies.

Freilich war ihnen nicht jeglicher Verkehr mit dem B-Lager verboten. Die Erlaubnis, zu den Fußballspielen im B-Lager zu kommen, blieb den Herren des Zivillagers nach wie vor offen; ebenso durften sie die Theatervorstellungen des Lagers in der Turnhalle besuchen, aber der Gottesdienstbesuch in derselben Turnhalle blieb ihnen verwehrt. Ein handgreifliches Zeichen, wie der Teufel in diesen Kriegszeiten bei großen und kleinen Dingen seine Hand im Spiele hat. Ja, der Teufel ist mächtig und stark auch in den Gefangenenlagern. Ich mag nicht viel darüber schreiben. So war es mir eine große Freude, die Freunde aus dem Zivillager im neuen Parolelager wieder anzutreffen, wo, wie gesagt, der Gottesdienstbesuch fortan besser war als je zuvor.

Von der Erlaubnis, die englische Kirche zu besuchen, machte kaum jemals einer Gebrauch. Ich war abends einige Male da und habe mich über das stolze pharisäische Gerede des Rev. Murdstone, oder wie er sonst hieß, gewundert, der in Vergleichen Englands mit Israel schwelgte und alle Gottesgerichte und Rache psalmen des Alten Testaments auf die deutschen Philister herabschmetterte.

Noch allerlei aus Ahmednagar

Die drei Lager in Ahmednagar sind einem älteren Oberleutnant als dem Lagerkommandanten unterstellt. Ich hatte stets von ihm den Eindruck, dass er die Gefangenen mit Milde zu behandeln sucht und keinerlei persönliche Gehässigkeit gegen sie an den Tag legt. Mir gegenüber hat er sogar manche Liebenswürdigkeit gezeigt. So hat er zum Beispiel alles getan, um einen Urlaub nach Kodaikanal für mich zu erwirken, als uns im April 1915 dort ein kleiner Sohn geboren wurde. dass daraus nichts wurde, lag an dem ungünstigen Bericht des amerikanischen Missionsarztes in Kodaikanal, der meine Frau behandelte. Aus Furcht vor den Engländern hat er durch falsche Angaben mein Gesuch vereitelt. Er war zugleich der Prinzipal der Schule für Missionarskinder in Kodaikanal (auf den Palnibergen) und hat Anfang 1916 meine beiden Knaben lediglich deswegen, weil es deutsche Kinder sind, aus der Schule gestoßen, nachdem er noch kurz vorher als Zeichen nachbarlicher Freundschaft unverlangt meiner Familie Christbaumschmuck ins Haus geschickt hatte.

Der Lagerkommandant macht einen sehr einfältigen Eindruck. Deutschland ist ihm ein völlig unbekanntes Land. Von den Bayern dachte er, sie seien ein wildes Bergvolk, also könnten sich die Deutschen nicht darüber beklagen, dass England und seine Verbündeten auch wilde Volksstämme gegen die Deutschen aufböten. Er ist ein "ran-ker", einer, der von der Pike auf gedient hat und im Südafrikanischen Kriege zum Offizier befördert wurde. Der alte Herr weiß kaum in seinem eigenen Gefangenenlager Bescheid. Um so mehr liegt alles in der Hand des Adjutanten, eines Oberleutnants, der den Gefangenen wenig wohl gesinnt ist und oft eine harte, schadenfrohe Gesinnung durchblicken läßt. Gar kein Verständnis hatte er für die bittere Lage verheirateter Männer, und besonders unangenehme Saiten zog er den Missionaren gegenüber auf.

Hingegen waren alle englischen Ärzte, mit denen ich in Berührung kam, Herren von großer Liebenswürdigkeit. Ich könnte nur Lobenswertes von ihnen berichten, aber natürlich bleibt auch auf ihnen die Verantwortung sitzen für die ungesunde und unwürdige Unterbringung so vieler Gefangener in den früher beschriebenen engen und heißen Wellblechbaracken.

Unter den Unteroffizieren, die dem Lager zugeteilt waren, gab es nur zwei oder drei, die geflissentlich darauf aus waren, den Gefangenen ihr Los zu erschweren. Die meisten sind ganz umgängliche Leute, einige suchen sich bei den Deutschen anzubiedern, namentlich wo sie Aussicht haben, mit einem Trunk in Gestalt von Whisky und Soda traktiert zu werden.

Ein Kerl von niederträchtiger Gesinnung ist ein alter Feldwebel und Quartiermeister mit dem ominösen Namen Sly (Schlau). Er ist kurz und dick und von brennendroter Gesichtsfarbe. Mehr noch als die deutschen Gefangenen bestiehlt er die Vorräte der britischen Militärverwaltung. Kurz, er nimmt, was er kriegen kann, und soll sich trotz der teuren Getränke, denen er zugetan ist, ein erkleckliches Vermögen zusammenräubern.

Wer die schlimmste Person, deren Habgier die Gefangenen aus« geliefert sind - dies ist einer der größten Schandflecke der Lagerverwaltung - das ist der parsische Kaufmann, der die Kantine hält. Dieser Mann ist ein Parsi, also ein brauner Eingeborener und Halsabschneider ersten Ranges. ...

Einige deutsche Schiffsoffiziere im Parolelager verwalten die aus privaten Mitteln bedachte Kasse für Verbesserung der allgemeinen Mahlzeiten. Unter Umgehung des Parsis gelang es ihnen, bei einem Lieferanten für die englischen Soldaten Kartoffeln zu beziehen. Mr. Sly kam aber dahinter, und sofort wurden die zwei zuletzt gekauften Sack Kartoffeln, die 18 Rup. gekostet hatten, beschlagnahmt. Sie sollten eben vom Parsi genommen werden, der dafür 36 Rup. (40 Mark) fordert.

So wurden wir in allem überteuert; doch genug davon. Ich habe dessen mit so vielen Worten Erwähnung getan, weil ich es für meine Pflicht halte, diese grausame Ausbeutung wehrloser Gefangener bekanntzugeben. Unsere Landsleute in Indien, deren Hab und Gut von der englischen Regierung verschleudert worden ist, leiden schwer unter diesem Raubsystem, das durch die Länge des Krieges immer härter wird. Diese Sache ist natürlich auch an den amerikanischen Konsul gegangen. Aber ob unsere Regierung je davon gehört hat?

Die Heimreise

Eines Tages erhielten alle Ärzte und ordinierten Missionare den Befehl, außerhalb des Lagers anzutreten, um photographiert zu werden. Das war eine große Freude, denn obwohl uns weiter keine Erklärung gegeben wurde, so wussten wir doch, dass die englische Behörde unsere Photographien für den Reisepass haben wollte. Dies geschah im Oktober 1915. Erst Ende März 1916 durften wir die langersehnte Heimreise antreten.

Auch von unseren Familien hörten wir, dass sie photographiert wurden. Sie sollten sich für die Abreise bereithalten. Wochen- und monatelang gingen Befehle und Gegenbefehle und noch vielmehr einander widersprechende Gerüchte hin und her. Unsere Frauen packten ihre Sachen und packten alles wieder aus. So ging es mehrere Male hintereinander. Einmal hieß es, sie sollten schon im Winter mit der "Golconda" fort, dann hieß es, sie sollten ins Lager nach Bellary geschafft werden. Gottlob! wurden sie vor diesem Schicksal bewahrt. Ende März 1916 wurden wir mit unseren Lieben an Bord der "Golconda" nach langer, schmerzlicher Trennung wieder vereinigt.

Auf dem Schiffe herrschte eine fürchterliche Enge, die sich von Südafrika ab noch ver-

schlimmerte: denn in Kapstadt wurden noch gegen hundert Deutsche an Bord gebracht, so dass wir nun etwa 500 Reisende waren, während die "Golconda" unter normalen Verhältnissen nur die Hälfte dieser Anzahl von Passagieren beförderte.

Durch Gottes große Güte hatten wir fast auf der ganzen Reise ruhiges Wetter, auch um die Südspitze Afrikas herum, wo die Schiffer meist schwere See findend Auch unmittelbar vor unserem Eintreffen dort wütete da ein Orkan, wie uns entgegenkommende Schiffe mitteilten; aber Gott der Herr glättete die Wogen vor uns her. The damned luck of the Germans ("Das verfluchte Glück der Deutschen!") meinte einer der englischen Offiziere. Wir aber priesen Gottes Barmherzigkeit. Der allgemeine Ausbruch von Seekrankheit in den ganz engen Kabinen und noch fürchterlicheren, zu Kabinen umgebauten luft- und lichtleeren Laderäumen des Schiffes hätte ein grässliches Elend mit sich gebracht. Wir hatten aber während des Hauptteiles der Reise unter sehr großer Hitze zu leiden, die durch die große Enge vermehrt wurde. Durch besondere Fürsprache des englischen Arztes wurde mir und meiner Familie eine Kabine mit sechs Betten, drei unteren und drei oberen, zugewiesen. Es war ein ganz enger Raum, in den erst für uns Deutsche zu den ursprünglich vorhandenen vier Betten noch das fünfte und sechste Bett hineingebaut war, und wir sind eine Familie von sieben Personen, Unser kleiner, erst nach Ausbruch des Krieges geborener Hans Werner beanspruchte ein Bett für sich allein. Das Kind war auf der Reise von Bombay bis St. Helena todkrank. Schon einen Monat, ehe meine Frau von Kodaikanal mit den Kindern abreiste, war er an amöbischer Dysenterie (chronischer Ruhr) erkrankt. Durch die Reise zu Lande und zu Wasser - meine Familie war auf der Reise von Kodaikanal nach Bombay vier Tage und vier Nächte unterwegs - hatte sich der Zustand des Kleinen zusehends verschlimmert; er litt schrecklich unter der Gluthitze in dem ganz engen Schiffsraum, siebzehn Emetineinspritzungen hatte er schon erhalten, da schien deren Wirkung ausbleiben zu wollen, und wir hatten schon ganz die Hoffnung aufgegeben, dass unser Liebling das Ende der Reise erleben würde. Da half uns der Herr in unserer Not und schenkte dem Kleinen wie mit einem Schlage völlige Genesung, als wir St. Helena verlassen hatten.

Indessen freundeten sich unsere anderen vier Kinder überall auf dem Schiffe an. An Gespielen fehlte es nicht, auch nicht an freundlichen Menschen, die sich mit den Kindern in sehr netter Weise beschäftigten. Die Jungen wurden in die Geheimnisse des Schachspiels eingeführt, erhielten auch von Bruder Williems und mir, soweit es in dem großen Gedränge und Getöse möglich war, einigen Unterricht. Da sie gut englisch sprechen, waren sie viel beim Kapitän, der ein sehr freundlicher Mann war; auch trieben sie sich viel auf dem Vorderdeck bei den englischen Soldaten herum, bei denen sie als Sportgenossen völlige Gleichberechtigung genossen.

Wie der Kapitän, so waren auch der englische Arzt, der Kommandant der Truppen, ein älterer Major, und mit einer geringen Ausnahme auch die übrigen Schiffsoffiziere durchaus entgegenkommende, ja. liebenswürdige Herren, die uns die Reise so angenehm zu machen suchten, wie es unter den sonst so misslichen Verhältnissen möglich war. So veranstalteten die Offiziere einmal ein großes Kinderfest, wozu sie viele Preise und sonstige Geschenke stifteten. Eine meiner Töchter erhielt ein großes Straußenei, und als sie, um sich zu bedanken, zum Kapitän ging, schrieb er zum Andenken seinen und des Schiffes Namen nebst Datum auf das große Ei. Der Major fungierte als Schiedsrichter bei den Wettspielen und gab sich auch sonst gern mit den Kindern ab.

Eine sehr unangenehme Sache war für mich, dass die Kisten mit unserem schweren Gepäck, die tief unten im Schiffsinne auf der Manganerladung (für Munition) verstaut waren, auseinanderfielen. Unsere meisten Habseligkeiten hatten wir natürlich in Indien zurücklassen müssen. Über die Dinge, die durch die Liebe anderer in Nagercoil für uns gepackt waren, war in unserer Abwesenheit auf einer Bahnstation die indische eingeborene Polizei hergefallen und hatte zu unserem Schaden sehr unter den Sachen gehaust. Nun löste sich infolge der schlechten Wiederverpackung alles in seine Teile auf, und viele Tage hatte ich tief unten im dunkeln Ladungsraum, der durch eine beständig versagende elektrische Lampe nur ganz notdürftig erhellt wurde, damit zu tun, alles aufs neue aus- und in die mit großer Mühe wiederhergestellten Kisten einzupacken. Schwarz wie ein Neger kam ich jeden Mittag wieder aus der Tiefe und

konnte mich erst, nachdem ich mehrfach in einer Badewanne untergetaucht und frisch bekleidet war, unter den Mitreisenden sehen lassen.

Wir hatten eine angenehme und anständige Reisegesellschaft. Die meisten waren ja Missionare mit ihren Familien; außerdem waren da Ärzte, deutsche Frauen und Kinder von Kaufleuten aus Indien, die jetzt immer noch in Ahmednagar gefangen sitzen, einige Kranke und Leidende und eine bunt zusammengewürfelte Schar Deutscher aus dem Kaplande. Letztere reisten auf eigene Kosten. Sehr unangenehm fielen durch ihr widerwärtiges Benehmen und ihre leichtfertige Haltung den englischen Offizieren gegenüber ein paar Frauen auf, die dem deutschen Namen keine Ehre machten. Die sehr zahlreichen mitreisenden römischen Priester waren der Mehrzahl nach höflich und hilfsbereit. Einige von ihnen haben zum Nutzen der Gesamtheit beim Ordnen der Gepäckmassen, das während des letzten Teils der Reise andauernd schwere Arbeit erforderte, wertvolle Hilfe geleistet. Der Enge wegen konnte man ja nur sehr wenig Gepäck in der Kabine halten und musste doch bei der Reise durch die wechselnden Breiten der Erde häufig die Art der Bekleidung ändern, auch gab's eine große Unordnung unter dem ganz schweren Gepäck tief unten, da alles neu gezeichnet und neu verstaut werden musste. Bei dem Unglück, das ich mit meinen eigenen Kisten hatte, war ich Zeuge der schweren Arbeit, die viele Priester und unverheiratete jüngere Herren anderer Missionen für die allein reisenden Damen, kinderreichen Familien und für die älteren und kranken Leute leisteten. Die gute deutsche Erziehung machte sich weitgehend geltend. Andererseits ist ja nichts unangenehmer als junge Leute, die angesichts der Notlage anderer kein Glied rühren und nur an die eigene Bequemlichkeit denken. Gute Sitte will anerzogen sein. Bei Christenleuten soll sie aus dem rechten Geiste kommen, auch irdisches Wissen und weltlicher Anstand soll auf dem Boden des Evangeliums stehen. Es ist aber schimpflich für Christenleute und ein schwerer Schaden für ihr Bekenntnis, wenn sie in äußerlich erkennbarer Wohlerzogenheit von Weltkindern übertroffen werden . . .

So sehr man sich freute, der Heimat näherzukommen, so war es doch in Wahrheit eine traurige Fahrt. Losgerissen von Amt und Beruf konnte man nur mit Wehmut an

die unfreiwillig zurückgelassene Stationsarbeit in Indien denken. Und dies war nun schon die zweite Ladung der "Golconda" die ganze Scharen von Missionsarbeitern dem Arbeitsgebiet entführte. Wahrlich, eine traurige Rückwärtsbewegung. entgegen dem Worte des Heilandes: "Gehet hin in alle Welt", eine Rückwärtsbewegung wie sie in der Geschichte der protestantischen Mission noch nicht vorgekommen ist. ...

In allem war es keine erquickliche Reise. Wir saßen in einem ganz alten unsicheren Kasten, von dem man sagte, er werde nur durch Rost und Farbe zusammengehalten. Unter uns und um uns die wilde Meereswüste, zuletzt kamen wir in die Kriegszone. Die Unterseebootgefahr wurde durch öffentlichen Anschlag bekanntgegeben. Das Schiff fuhr jetzt mit abgeblendeten Lichtern, alle Kabinenfenster mussten abends verhängt werden, und später in der Nacht durfte überhaupt kein Licht eingeschaltet werden. Die Rettungsboote wurden bis an die Brüstung heruntergelassen, jedem wurde ein Platz darin zugewiesen, Alarmübungen wurden vorher angesagt und vorgenommen. Die Frauen saßen in den Speisesälen und waren damit beschäftigt, die vorhandenen, viel zu großen Rettungsgürtel für die kleinen Kinder umzuarbeiten. Die eingeborene zahlreiche Besatzung gab auch ihre Unruhe zu erkennen. Sie sagten zwar: "Solange Sie mit an Bord sind, brauchen wir keinen Angriff zu fürchten, aber sobald Sie vom Schiffe sind, werden wir ganz sicher torpediert werden." So kam es auch. Als die "Golconda" acht Tage nach der Landung wieder aus der Themse auslief, wurde sie prompt in den Grund gebohrt und hat ihre wertvolle Manganerzladung, die für die Herstellung von Munition bestimmt war, zum Glück nicht in einem anderen englischen Hafen abliefern können.

Herrlich war aber auf der ganzen Fahrt der allabendliche Anblick und die Beobachtung des gestirnten Himmels. In Indien sieht man das südliche Kreuz sich nicht hoch über den Horizont erheben, auf der Fahrt südwärts nach dem afrikanischen Kap stieg es jeden Abend höher und höher, bis es in Kapstadt fast im Zenit stand. Dann ging die Fahrt wieder über St. Helena nordwärts dem Äquator zu. Wunderbar leuchtete das Kreuz, das große klare Sternbild des Skorpions und das des Orion. Nun mussten auch die nördlichen Gestirne eins nach dem anderen wieder zum Vorschein kommen.

Auch die in den Breiten wechselnde Stellung der Mondsichel bietet eine wunderbare Beobachtung. Auf der südlichen Halbkugel steht die Sichel "anders herum", zwischen den Wendekreisen liegt der Mond auf dem Rücken.

In den Tropen lebt man in viel intimeren Verkehr mit dem Mond und den Sternen als hier in den kalten nordischen Nächten, während man dort die Sonne und ihre Strahlen nach Möglichkeit meidet. Die Wunder der Sternenwelt preisen die Schöpferherrlichkeit Gottes. Wer nur die Augen öffnet, sieht's mit Staunen.

Im Kanal umging uns dichter Nebel, man sah von hinten kaum das Vorderteil des Schiffes. Gottes Hand schützte uns auch in dieser Gefahr. In der Nähe von Dover mussten wir fast einen ganzen Tag stilliegen. Viele Wacht- und Torpedoboote glitten hin und her, dann und wann tauchte unter einem Gebirge von Rauch ein größerer Kreuzer auf. Wir fuhren jetzt mit einem ganzen Schwarm von Schiffen in einer eng begrenzten, genau vorgeschriebenen Fahrinne. Hier und da ragten Teile versenkter Dampfer aus dem Wasser hervor. Zur Zeit der Ebbe sollte man in der Gegend der Themsemündung damals sogar 50 bis 60 Stück liegen sehen. Am 16. Mai warf unser Schiff bei Tilbury in der Themse Anker. ...

In London

Als wir zwischen Gravesend und Tilbury mitten auf der Themse vor Anker lagen, waren wir alle sehr frohen Mutes. Unsere mit Photographien versehenen Reisepässe wurden uns zugestellt, und in unserer Mitte wurde die Frage lebhaft erörtert, in welcher Weise wir nun wohl nach Holland hinüberbefördert würden.

Da traf uns wie ein Donnerschlag die Ankündigung: "Alle Männer ohne Ausnahme werden in London zurückbehalten, nur die Frauen und Kinder können weiterreisen."

Alle Familienväter hatten natürlich ihre Sachen mit denen ihrer Familienglieder verpackt; alles, bis auf ganz wenig Handgepäck, soviel jeder selbst tragen konnte, war im Schiffe verstaut. Wie viel sollten wir nun für uns selbst mitnehmen? Es herrschte eine große Enttäuschung und Verwirrung an Bord. Nur wenige Minuten standen uns zur Verfügung. Der Kapitän machte sich unsichtbar. Der Major und der Doktor sag-

ten: "Das ist eine dumme Einrichtung (foolish arrangement); es handelt sich aber sicher nur um, drei oder vier Tage, in denen Ihre Papiere geprüft werden sollen. Weiter wissen wir auch nichts."

Es war frühmorgens gegen zehn Uhr, als ein Dampffährboot neben der "Golconda" anlegte. Bald standen wir, etwa zweihundert Mann, jeder mit einer kleinen Reisetasche in der Hand, dichtgedrängt auf dem Deck der Fähre, mit unseren über die Brüstung des Ozeandampfers herab« schauenden Frauen und Kindern die letzten Abschiedsgrüße austauschend. Dann setzte sich die Fähre in Bewegung, und unter den brausenden Klängen des hüben und drüben gemeinsam angestimmten Liedes "Deutschland, Deutschland über alles" fuhren wir nach Tilbury hinüber.

Eine kurze Bahnfahrt mit der gewohnten militärischen Eskorte brachte uns vor die Tore des Alexandra-Palastes, der im Norden von London auf einem Hügel erbaut worden ist. Es ist ein gewaltiges, für Vergnügungs- und Unterhaltungszwecke aller Art errichtetes Gebäude, bestehend aus riesigen Hallen für Ausstellungen, Konzerte, Theater, Eislauf u. dgl. Ein Palmhaus, eine Reitbahn, japanische Pavillons, Restaurationssäle und vieles andere befinden sich innerhalb der Mauern des Riesenpalastes. Ringsum ziehen sich Parkanlagen bis zum Fuße des Hügels hinunter, von denen ein Teil für den Aufenthalt der Gefangenen mit Stacheldrahtgehegen umgrenzt ist. Oben hat man einen weiten Blick über das nördliche London und kann bei klarem Wetter die Türme von St. Paul und Westminster und die hohen Essen des Arsenal von Woolwich sehen.

Dies soll das beste englische Gefangenenlager sein. Dreitausend deutsche Zivilgefangene sind hier interniert, und nach allem, was man von anderen Lagern hört, namentlich von dem Lager auf der Insel Man, wo 30.000 männliche Zivilpersonen ein sehr trauriges Los haben, ist es hier weit erträglicher als anderswo.

Mit Bruder Williems und den Breklumer und Leipziger Missionaren kam ich in die gewaltige Zentralhalle, in der etwa tausend Betten standen, eines dicht neben dem anderen, so dass man gerade noch Platz hatte, einen Koffer oder ein Kistchen für die notwendigsten Lebensbedürfnisse daneben zu stellen. So war auch hier eine große Enge und ein

fürchterliches Gedränge drinnen und auch draußen auf den Parkwegen, wo wir wehmütig die Maienpracht der Natur betrachteten, auf deren Genuss im Vaterlande wir uns so sehr gefreut hatten.

Bald wurden wir draußen auf einem freien Platze dem Kommandanten vorgestellt, der uns zunächst ganz höflich begrüßte. Aber anstatt der schmerzlich erwarteten Aufklärung über unsere Lage hielt er uns in feierlicher Rede die Vorzüge des Lagers und die Lagerordnungen vor. Namentlich erging er sich ausführlich über das Laster des Rauchens, das er durch verschiedene Bestimmungen auf ein Mindestmaß eingeschränkt habe, am liebsten aber ganz abgeschafft hätte. Er entwickelte einen geradezu religiösen Fanatismus gegen den Tabak, und mit entsprechenden Strafandrohungen wurden wir entlassen.

Wir waren empört und schickten ein Komitee von einigen Herren zum Kommandanten, die unsere Ansprüche auf Heimsendung nach Deutschland geltend machen sollten. Der alte Herr sagte: "Das ist nicht meine Sache. Ich habe hier einfach alle einzusperrn, die mir ins Lager geschickt werden. Aber schreiben Sie mir alle Ihre Wünsche auf; ich werde das dann an die Militärbehörde weitergelangen lassen." Das geschah; aber Tage und Wochen gingen hin, ehe man hörte, was weiter geschehen würde.

Vielleicht wussten die Zeitungen mehr, die von unserer Ankunft auch Notiz nahmen. Richtig, da war zu lesen: "Der zweite Schub deutscher Ärzte und Missionare ist mit der 'Golconda' aus Indien angelangt und ist zunächst in London interniert worden." Darüber zu unserer Begrüßung die fettgedruckte Überschrift: "The combings of India." Comb heißt auf deutsch: Kamm. Combing ist das, was nach Benutzung eines Kammes drin stecken bleibt. Nach diesem nicht gerade appetitlichen, aber für den englischen Patriotismus doch herzerhebenden Vergleich waren wir also das Ungeziefer, von dem Indien nunmehr glücklich gesäubert war. "Indien wieder ein reines Land!" Jetzt, nach Ausweisung der christlichen Missionare! In der Tat, die englische Frömmigkeit treibt in diesem Kriege eigenartige Blüten.

Aber was sollte nun mit uns geschehen? Die Zeitung wusste es: "Diese neue Schiffladung von Hunnen soll nun, nachdem die

Hunnenweiber und -kinder (infant hun) bereits über Holland nach Deutschland weitergeschickt worden sind, hier gründlich untersucht werden, gründlicher als nach der ersten Golcondafahrt, damit durch ihre Rücksendung die deutsche Armee keine Verstärkung erfährt." Nun sollten wir auch noch "ausgekämmt" werden, damit auch ja kein Heeresdienst-Pflichtiger mit durchschlüpfte.

Nach einiger Zeit wurde uns offiziell mitgeteilt, unsere Dokumente sollten sorgfältig geprüft werden, vor allen Dingen also die Ordinationsscheine. Die sollten zur Heimreise berechtigen. Nun ist es einem englischen Beamten vielmehr darum zu tun, seine Bürostunden abzukürzen, als deutsche Dokumente durchzuwurzeln. Das ist jedem Engländer etwas Grässliches. Unser Beamter, den wir nie zu sehen bekamen, und der nie eins unserer Dokumente zu sehen bekam, machte sich's also bequem. Er ließ Fragebogen unter uns verteilen, auf denen wir folgendes zu beantworten hatten: 1. Name und Alter. 2. Haben Sie Anspruch auf Heimsendung? 3. Begründung Ihres Anspruches. 4. Haben Sie dokumentarische Beweise für Ihren Anspruch? Verabredetermaßen antworteten wir ganz kurz auf Nr. 2: "Ja", auf Nr. 3: "Ordinierter Geistlicher", auf Nr. 4: "Ja".

So machten wir dem Beamten nicht viel Mühe. Alles glatt und übersichtlich, bis auf die Zettel einiger römischer Priester, die es mit Angabe besonderer Titel und Würden besonders gut hatten machen wollen. So schrieb einer, er sei sogar "Militärgeistlicher in Indien" gewesen. "Aha," dachte der Beamte, "da müssen wir erst mal bei der indischen Behörde nachfragen." Ein anderer nannte sich "Archidiakonus". So etwas

kannte der Beamte nicht. Auch dieses so ausgefüllte Formular und noch ein ähnliches wurde als "verdächtig" zurückgelegt. Dann hieß es: "Alles geprüft und in Ordnung befunden, bis auf drei Priester, die zurückzuhalten sind." Dann wurden wir alle, mit Ausnahme jener drei unglücklichen Würdenträger, ins Durchgangslager nach Stratford gebracht.

Bis es dahin kam, war ich mit meinen Leidensgenossen drei Wochen im Alexandra-Palaste. Über das eintönige Lagerleben daselbst ist nicht viel zu belichten. ...

Zuletzt waren wir noch eine Woche in Stratford, einer zum östlichen London gehörenden Fabrikstadt. Wir wurden in einer schmutzigen Fabrikhalle untergebracht. Mit dem schönen Wetter war es auch vorbei, der kalte Sommer von 1916 hatte nach den schönen Maientagen auch in England seinen Anfang genommen. Bei trübem Wetter mussten wir uns oft stundenlang auf einem von Fabrikmauern umgebenen Hofe aufhalten. Nicht ein einziger Baum, nicht ein einziges grünes Blatt war zu sehen. Wir dankten Gott aus vollem Heizen, als wir nach mehrfacher gründlicher Durchsuchung alles dessen, was wir im Koffer und auf dem Leibe bei uns trugen, aus diesem "Fegfeuer" entlassen und endlich an Bord des holländischen Dampfers "Königin Wilhelmina" gebracht wurden. Unter Gottes gnädigem Schütze landeten wir am 17. Juni in Vlissingen, wo ein Zug für uns bereit stand, der uns an die deutsche Grenzstadt Goch brachte. Hier wurden wir von Herrn Oberleutnant Werk und seinen Leuten sehr freundlich empfangen und durften am folgenden Tage ein jeder seinem Heimatsorte zureisen. ...

Die Hermannsburger Mission in Indien

Von Georg Haccius

Seite 581 - 586 aus:

Georg Haccius. *Hannoversche Missionsgeschichte.*
Dritter Teil, zweite Hälfte, Hermannsburg 1920

Sorge in der Heimat

Die Behandlung, welche die gesamte deutsche Mission im Auslande erleiden musste, erregte die Missionsgesellschaften und die Missionsgemeinde in der Heimat auf das tiefste, und diese nahm an den Leiden der Missionare, die verleumdet und zum großen Teil gefangen gesetzt und aus ihren Arbeitsgebieten ausgewiesen wurden, den innigsten Anteil. Der Ausschuss der deutschen Missionen, die Evangelische Missionshilfe, evangelische Professoren der Missionswissenschaft, wie D. Richter in Berlin, D. Haußleiter in Halle, D. Warneck in Bethel, D. Mirbt in Göttingen und andere hervorragende Missionsmänner hielten vertrauliche und öffentliche Konferenzen zur Beratung über die schwebenden Fragen der deutschen Missionen, an denen auch die Leitung der Hermannsburger Mission sich beteiligte. Man suchte vor allem ein gemeinsames Handeln zu erreichen und die Übernationalität der Mission zu retten. Denn durch das Vorgehen der feindlichen Nationen war diese auf das äußerste gefährdet. Man suchte zunächst mit den kirchlichen und Missionskreisen in den neutralen Ländern Fühlung zu gewinnen und durch diese auf die Missionsgesellschaften der feindlichen Mächte einzuwirken. Die auf der Welt-Missionskonferenz zu Edinburg im Jahre 1910 scheinbar gewonnene Einigkeit der gesamten evangelischen Missionen der Welt war völlig zerrissen und auch der Fortsetzungsausschuss derselben hatte leider versagt. Der nationale Chauvinismus hatte die Übernationalität der Mission auf das schwerste geschädigt. Die deutschen Mitglieder konnten demselben nicht mehr angehören. Das gerade Gegenteil von dem, was man in Edinburg erstrebte und rühmte, war eingetreten; und nicht nur die deutsche, die gesamte evangelische Mission der Welt war in einer verhängnisvollen Lage, welche das Schlimmste befürchten ließ. Ohne der Würde der deutschen Mission etwas zu vergeben, suchte man mit großer Geduld Fühlung und Verständnis zu gewinnen und

fand dabei besonders in Schweden und in Amerika Entgegenkomme und Unterstützung, so dass nach dem Kriege langsam eine Klärung und Besserung der Lage eintrat. Aber in den feindlichen Ländern, namentlich in England und Frankreich, stieß man auf harten Widerstand. Erfreulich war dabei die Einmütigkeit der deutschen Missionen und die allgemeine Erfahrung, dass die Missionsgemeinde überall in herzlicher Teilnahme zu ihren Missionsgesellschaften hielt. Am schwersten war die deutsche Mission in den britischen und in den deutschen Kolonien betroffen.

Gefangenschaft und Rückkehr nach Deutschland

In Indien wurden die Missionare bald nach Ausbruch des Krieges in Gefangenschaft abgeführt. Von unsern Missionaren ließ man Wittmann, welcher die amerikanische Station Kodur innehatte, zunächst dort. Manneke, der auf der ebenfalls amerikanischen Station, Puttur angestellt war, und Wickert, den Leiter der Hochschule in Tirupati, ließ man nach kurzer Haft gegen Ausstellung eines eidlichen Reverses auf ihre Stationen zurückkehren. Nur Scriba, der britischer Untertan war, blieb unangetastet. Die Missionare Lindner, Langhols und Weber wurden Ende November in die Festung Madras und von da in das Gefangenenlager zu Ahmednagar überführt. Sup. Rohwer und die älteren Brüder Kothe und Petersen entließ man nach vorübergehender Gefangenschaft in Madras nach Kodaikanal, wo sie in beschränkter Haft waren; auf ihre Stationen durften sie nicht zurückkehren. Kothe ist dort seinen Leiden erlegen und am 7. Juni 1915 entschlafen. Die Gefangenschaft in Ahmednagar war eine harte. Die Unterbringung in Zelten und Wellblechbaracken war für die Gesundheit gefährlich und die Verpflegung war ungenügend. Dazu wurden sie wie Verbrecher behandelt, und das Leben in dem heißen Lager hinter dem Stacheldraht bedrückte die Gemüter schwer. Auch war das Zusammenleben mit Leidensge-

nossen allerlei Art, unter denen leider viele rohe unchristliche Leute waren, nicht leicht. Doch waren auch etliche Gleichgesinnte unter Ihnen, und besonders hielten unsere Brüder Gemeinschaft mit den übrigen gefangenen Missionaren. Schwer war auch der Mangel an Arbeit und Beschäftigung zu ertragen. Aber sie suchten und fanden Trost und Stärkung durch Gottesdienste und Vorträge, welche sie abwechselnd hielten.

Ende 1915 und im Frühjahr 1916 wurden sie auf dem alten englischen Dampfschiff der berühmten "Golconda", um Südafrika herum über Holland nach Deutschland zurückgeschickt. Den größten Teil ihrer Habe mussten sie in Indien lassen. Die erste Schar, die meist aus Frauen und Kindern bestand, verließ Indien am 23. November 1915 und kam ungenügend bekleidet mitten im kalten Winter am 13. Januar 1916 in der Heimat an. Die übrigen Missionare wurden Ende März 1916 in Madras eingeschifft und trafen am 18. Juni 1916 in Hermannsburg ein. Hier kamen die so lange getrennten Familien wieder zusammen; denn in Indien war ihnen das erbetene Wiedersehen abgeschlagen. Mit herzlicher Teilnahme wurden sie von uns und der Missionsgemeinde aufgenommen. Es galt nun sobald wie möglich Unterkunft und Arbeit und vor allem eine Anstellung für die Missionare zu finden, besonders für diejenigen, die noch militärpflichtig waren, und von denen namentlich die, welche seinerzeit versprochen hatten, nichts gegen England und seine Alliierten unternehmen zu wollen, sich in einer gefährlichen Lage befanden. Dieses Versprechen hatten sie freilich nur unter der Voraussetzung gegeben, in Indien in ihrem Beruf bleiben zu dürfen. Somit war es durch die Ausweisung eigentlich hinfällig geworden. Aber es bedrückte doch ihr Gewissen und im Falle der Gefangennahme oder bei der Frage ihrer Rückkehr nach Indien, auf die sie hofften, konnte die aktive Teilnahme am Kriege verhängnisvoll für sie werden. Deshalb suchten wir für sie eine Anstellung im Kirchendienst, bei dem sie von einer Kirchenbehörde reklamiert und dadurch, vom Kriegsdienst befreit werden konnten. Und Gott gab Gnade, dass es gelang. Missionar Lindner erhielt in seiner heimatlichen Landeskirche in Bayern eine Pfarrei, da er derselben schon früher gedient hatte und in ihr ordiniert worden war. Und die Brüder Maneke, Langholf, Schirge und Wickert wurden in der bayrischen Landeskirche als

Pfarrvikare angestellt. Weber kehrte in sein Heimatland Elsass zurück und erhielt dort eine Pfarrstelle in Hirschland. Im Elsass hatte auch Missionar Harms in der Protestgemeinde Plobsheim, deren Pfarrer in einem Lazarett in Straßburg angestellt war, Beruf und Stellung gefunden, bis er leider Ende 1919 als Reichsdeutscher durch die französische Regierung ausgewiesen wurde. Die übrigen indischen Missionare behielten wir in Hermannsburg, wo sie der Misstonsanstalt und der Christianschule dienten. Besonders schwer war das Schicksal Superintendent Rohwers, dessen Familie in Natal bei seiner früheren Gemeinde geblieben war und dem die Rückkehr zu derselben, obschon er auf der "Golconda" Südafrika berührte, in rücksichtsloser Weise abgeschlagen wurde.

Situation in Indien während des Krieges und kurz danach

Die Gemeinden in Indien waren somit bis auf die einzige Station Kodur verwaist und waren allein auf die eingeborenen Pastoren und Katecheten angewiesen, von denen die meisten, besonders der Pastor Punitudu, durch regelmäßige Abhaltung der Gottesdienste und durch treue Seelsorge sich der Gemeinden gewissenhaft und treu annahmen. Aber doch erlitt das christliche und kirchliche Leben einen schweren Schaden. Jene waren nicht erfahren, nicht tüchtig und nicht selbständig genug und waren den Anforderungen und Anfechtungen nicht gewachsen. Und die Gemeinden waren unreif und unbefestigt. So sind wie die Gebäude auf den meisten Stationen auch die Gemeinden vielfach zerfallen. Manche schwache Christen sind ins Heidentum zurückgegangen, viele sind gleichgültig und unkirchlich geworden. Der Kern aber hat sich bewährt und ist dem Herrn und der Kirche treu geblieben.

Dieser großen Kirchennot suchte die Ohio-Synode durch Aussendung des schon vor dem Kriege dafür bestimmten Pastors Pflueger, der bereits auf dem Wege dorthin sich in Hermannsburg aufhielt, im Kriege jedoch nach Amerika zurückgekehrt war, nach Indien abzuhefen und ordnete ihn mit einem jungen Missionar Schmidt dorthin ab. Sie sind auch bis Ceylon gekommen, wurden aber nicht nach Indien hereingelassen, weil sie deutscher Abstammung waren. Alle Gesuche bis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, ihnen Einlass zu verschaffen,

waren vergeblich. Sie mussten unverrichteter Sache nach Amerika zurückkehren.

So blieb Missionar Scriba allein in Indien. Die Verwaltung und Leitung der Mission wurde ihm bald entzogen, er mußte das Hermannsburger Missionsgebiet und seine Station verlassen und nach dem amerikanischen Kodur übersiedeln. Seine Frau nahm die Mädchenschule von Gudur mit dorthin, so dass sie diese, ob auch in beschränkter Weise, im Betrieb erhalten konnten.

Die Verwaltung der Hermannsburger Stationen wurde von der Regierung übernommen. Sie teilte das Gebiet in fünf Bezirke und übertrug dieselben verschiedenen nichtdeutschen Missionsgesellschaften, unter denen nicht nur die amerikanische lutherische von Guntur, sondern auch Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer waren. Dadurch wurde der lutherische Charakter der Mission gefährdet. Doch beschränkte sie die Aufsicht meistens auf die Schularbeit. Die Heidenpredigt hörte auf, Gottesdienste wurden nur für die Gemeinden auf

den Stationen gehalten. Allmählich zogen jene nichtlutherischen Gesellschaften sich zurück und übertrugen ihren Anteil an der Missionsarbeit dem Vertreter der lutherischen Guntur-Mission. Als solcher war anfangs Missionar Mc. Cauley und nachher Missionar Burger eingesetzt, der im Oktober 1918 nach Tirupati übersiedelte und von da aus das Gebiet bereiste und verwaltete. Doch besteht jenes Komitee noch fort. Es ist schmerzlich, aber auch begreiflich, dass die Missionsarbeit nur ungenügend betrieben und geleitet werden konnte und Schaden litt. Der Eintritt der lutherischen Ohio-Synode, die am 15. Februar 1920 nach langem Warten und unermüdlichen Verhandlungen endlich vier Missionare und Missionarinnen, den Pastor Wilch und Pastor Nicholsen mit Frau und Schwester, nach Indien abordnen konnte, gab uns die Gewähr, dass unsere dortige Mission für die lutherische Kirche mit Gottes Hilfe erhalten werden wird; und das ist für uns die Hauptfache. Jenen sollten im Laufe des Jahres weitere Aussendungen folgen.

Fassung vom 12.12.2007